

Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 1

13. Jahrg.

April/Mai 1933

Als Handschrift gedruckt.

Postcheckkonto: Berlin NW 7, 352 21, Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Aufschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Meine lieben alten Kameraden!

Wenn in den ersten Lebensjahren der Anstalt, damals vor dem Kriege, das Gespräch unserer Jungen sich in Zukunftspheantastien erging, dann war die Vorstellung vom künftigen ersten Jubiläum, der 25-Jahr-Feier, mit einem strahlenden Glorienschein umgeben. Ein ganz großes Ereignis würde es sein, wenn man dann wieder kommen würde von weit und breit, die fernliegenden Jugenderinnerungen zu neuem Leben zu wecken. Zukunftstroh und zukunftsicher leuchteten die Knabenaugen, wenn es hieß: „Ja, wenn wir einmal das 25-jährige Jubiläum feiern werden . . .!“ Und es bestand gar kein Zweifel daran, daß von der damaligen Gegenwart bis zu dem märchenhaften Jubiläum ein glatter, wohlgeebneter Weg führen würde sowohl für die Anstalt, wie für die Einzelschicksale. Aber wieviel anders sollte es kommen! Ungeheure geschichtliche Ereignisse ruhten ungeboren im Seitenschoße. Der Weltkrieg kam mit seiner gewaltigen Aufrüttelung der Seelen, mit seinen heißen Hoffnungen, seinem tiefen Leid und schließlich seinem erschütternden Ende. Und weiter folgte äußere Not, Hunger, Verarmung und, was schlimmer war, Schmach und Elend für das Vaterland von außen und von innen her. Und jetzt stehen wir mitten in einem neuen Ausbruch der Nation, in einem historischen Geschehen von so hinreißender Wucht und so atemraubendem Tempo seines Ablaufes, in einem Geschehen, das jeden einzelnen von uns so bis zur Grenze des seelischen Aufnahmevermögens erfüllt, daß ein Ereignis wie der 25-jährige Geburtstag einer Gemeinschaft, einst so wichtig genommen, jetzt zu einer Angelegenheit von mehr als untergeordneter Bedeutung herabsinkt.

Dessen sind wir uns klar bewußt, es fehlt uns nicht an Augenmaß für das Große und das Kleine, aber trotzdem meinen wir, wir dürfen und müssen unseren Erinnerungstag festlich begehen. Wir dürfen feiern, weil wir

zur Freude darüber berechtigt sind, daß ein gütiges Geschick das Schifflin unserer Anstalt durch alle Stürme dieses Vierteljahrhunderts, die wahrlich oftmals auf Windstärke 12 standen, glücklich hindurchgerettet hat. Wir dürfen feiern, weil die neuangebrochene Zeit nicht zum wenigsten für uns Alt-Dahlemer eine Zeit des historischen Frühlings ist. Haben doch jetzt endlich die seelischen Werte wieder vollen Kurs, die wir in unserer Gemeinschaft alle Zeit und allen Widerständen zum Trotz gehegt und gepflegt haben, auch als sie als ganz und gar „unmodern“ galten. Wir können es freudig aussprechen: Unser Kompaß hat uns recht gewiesen.

Vor allem aber dürfen und müssen wir unseren Erinnerungstag um Eurettwillen feiern, meine lieben alten Kameraden! Ihr sollt durch dieses Fest — das doch der Natur der Sache nach eine weit größere Anziehungskraft ausübt als die gewöhnlichen „Dahlemer Tage“ — eine in solchem Ausmaß kaum wiederkehrende Gelegenheit finden, die Genossen Eurer Jugend wiederzusehen. Eure alten Kameraden aus dem Heim und aus der Schule und auch Eure alten Lehrer und Hauseltern sollt Ihr so vereint finden, daß Ihr jeden sprechen könnt, mit dem Euch innerlich etwas verbindet.

Daraus ergibt sich aber auch, daß der Grad des Gelingens dieses Festes davon abhängt, daß möglichst alle kommen, die es irgend möglich machen können. Dazu aber genügt unsere Werbearbeit allein noch nicht, Ihr selbst müßt auch etwas dazu tun, jeder in dem ihm zugänglichen Kameradenkreis. Dieses kleine Opfer müßt Ihr auf Euch nehmen. Und ich bin nach dem, was ich über die bereits vorliegenden Ansagen weiß, überzeugt, es wird sich reich lohnen! In meinem Hause z. B. habe ich — die „faulen Köpfe“ nicht gezählt, von denen ich weiß, daß sie kommen werden, die aber die schwere Arbeit der Abfertigung der Anmeldekarte noch nicht auf sich genommen haben — schon so viele schriftliche Zusagen, daß die Platzfrage Sorgen bereitet.

Also werbt, jeder an seiner Stelle!

Und dann von Herzen willkommen am 26. bis 28. Mai!

Kurator Dr. Richter.

Zur Jubiläumsfeier am 26.—28. Mai 1933.

Festordnung.

(Vgl. Nr. 11/12 Februar/März 33 dieser Blätter)

Freitag, den 26. Mai.

Um 8 Uhr abends im Festsaal des Arndtghymnasiums:

Begrüßung, Aufführung eines griechischen Dramas. (Kein Eintrittsgeld.)

Sonnabend, den 27. Mai.

Um 11 Uhr: Gedeknfeier im Festsaal des Arndtghymnasiums.

Die Altheimler nach dem Festakt zum Mittagessen in den Heimhäusern einzu'aden, wie wir es wohl gern möchten, ist leider aus räumlichen und anderen Gründen nicht möglich. Es ist aber Gelegenheit zu einem gemeinsamen einfachen Mittagessen im „Alten Krug“ gegeben. Preis des Gedeknes 1.— M. Voranmeldung (unmittelbar an den Wirt) ist dringend zu empfehlen.

Um 4 Uhr: Sportfest der Schülerschaft auf der Spielfeldwiese.

Abendessen ist im „Alten Krug“ zu 0,80 M zu haben. Vergleiche die vorstehende Anmerkung betreffend das Mittagessen.

Um 8 Uhr: **Geselliges Zusammensein der Alten Arndter** im „Waldfrieden“ gegenüber Haus „Wettin“.

(Anzug beliebig, kein Eintrittsgeld.)

Sonntag, den 28. Mai.

Wiedersehensfeier der alten Heimler im Schülerheim.

4 Uhr: Kaffeetafel in den einzelnen Heimhäusern.

7¹⁵ Uhr: Abendessen in den einzelnen Heimhäusern.

8³⁰ Uhr: Treffen aller Heimler am Bade (bei Regen Treffen der Gäste und Hauseltern im Kasino).

Am Bade: Sport- und Schwimmborführungen der „Altiven“, Fackelzug der Jungen, Feuerwerk.

Wir bitten wegen der Vorbereitungen ebenso herzlich wie dringend um **Voranmeldung zum Kaffeetrinken und zum Abendessen**, soweit es noch nicht geschehen ist. Zu diesem Zwecke legen wir nochmals eine **Anmeldekarte** bei, falls jemand die der vorigen Nummer beigelegte Karte noch nicht ausgefüllt oder verlegt haben sollte.

Ferner weisen wir noch darauf hin, daß am Sonntag nachmittag bei genügender Beteiligung auch ein Ausflug ins Heidehaus in Autobussen stattfinden soll. Wer daran teilnehmen will, muß sich einige Tage vorher unter Einwendung von 4,— M Fahrkosten auf das Postcheckkonto „Oberstudien- direktor i. R. Dr. Kremmer, Berlin 280 16“ bei Herrn Direktor Kremmer in Berlin-Lichterfelde, Manteuffelstraße 10, anmelden. Dieser hoffentlich zustande kommende Ausflug ins Heidehaus ist vorwiegend für Nichtheimler gedacht, weil seine zeitliche Lage mit derjenigen der Heimfeierlichkeiten unvermeidlicherweise zusammenfällt. Die Rückkehr aus dem Heidehaus ist aber so geplant, daß die etwa teilnehmenden Altheimler um 19 Uhr im Heim sein können.

„Feldzug gegen England“.

Von Kurt Heuser (Wettin 1919-22). *)

Hahnenschrei, Hahnenschrei, und es ist noch viel zu früh; noch ist es Nacht, eine Nacht, die gemacht ist aus Wald, Kühle und Bergeschatten, aus niedrigem Wolkenflug und einem Wind wie fließendes Metall. Hahnenschrei, noch nichts ist anders als zuvor, es ist nur eines dazugekommen.

Ohne Uebergang von traumloser Tiefe zu gespanntestem Wachsein stützte sich der Mann auf, und das Auge badete im Wiedererkennen dieses Raums; so, vom Hahnenschrei, erwachen nur Leute, die voller Absicht und Plan sind und die vom kommenden Tag erwarten, daß er sie näher an das ersehnte Ziel heranzuführen wird; und er führt sie doch nur näher ans Ende. — Er hatte nackt und ohne Hemd geschlafen, so sprang er vom Lager, ein Athlet von bäurischem Schlag, etwa vierzig Jahre alt und ein Einsiedler dazu, jedoch ein rasiertes. So abenteuerlich es in dem einzigen Zimmer der wie für einen Tag erbauten Bambushütte auch aussehen mochte, in der er doch schon fast ein Jahr lebte, so standen doch auf jener Petroleumkiste, die als Waschtisch hergerichtet war, Flaschen und Schachteln, Dosen und Tuben voller Flüssigkeiten und Öle und Salben, kölnisches Wasser und Wasser von Portugal und was sonst zur

*) Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages S. Fischer, Berlin, bringen wir den Anfang einer Erzählung. Sie ist entnommen dem Buche „Buschkrieg“, einer neu erschienenen Sammlung von 3 Erzählungen unseres alten Heimlers.

Pflege der Haut, der Haare und der Zähne notwendig ist, ferner ein Spiegel. Der Mann, der so weit fort von aller Pflege und Sicherheit der Kultur lebte, er hielt auf sich, und wer er auch sei. Er fürchtete und haßte, was nach Verwahrlosung aussah. Er hob die bunten Matten auf, welche den Lehmboden bedeckten; er rückte die Kisten von der Wand, in der es knisterte. Die Termiten hatten wieder genagt, die Finsternis nutzend, ihr Element. Der Mann klopfte ihre Stollen ab, die sie in der Nacht vorgetrieben hatten. Es war ein ewiger Kleinkrieg, nichts, gemessen an dem größeren, den er führte; aber auch da mußte aufgepaßt werden.

Wer er auch sei — er hätte kein Geheimnis daraus gemacht. Er hieß Oger, mit Vornamen Titus, und lebte ein seltsames Leben. Er führte, ein einzelner, schwacher Vorposten, Krieg mit England. Nicht für sein Vaterland; von dem hatte er sich losgesagt, weil es, wie er sagte und glaubte, verdorben sei. Auch nicht für irgendeines der unterdrückten Völker, nicht für die Freiheitsbewegungen in Asien oder Aegypten, auch nicht als bolschewistischer Agent zur Revolutionierung der Schwarzen; nein, ganz und gar für sich allein.

Hahnenschrei, Hahnenschrei, er trat, noch immer unbekleidet, ins Freie. Es war ein hohes Plateau aus Sandstein, von dem er spähte. Der Fluß in seinen starken Zeiten hatte eine tiefe farbige Stufe in die Landschaft gerissen. Jetzt war er versickert, gleichwohl standen weiße Nebel über seinem Bett. Dort unten waren die Wälder, noch versunken; dort unten war das Land, die frühere deutsche Kolonie, und die Pflanzung, die Oger einst gerodet hatte, hart an der Grenze. Hier wollte er die Wiedereroberung beginnen. Hier auf der Sandsteinplatte befand er sich in abgelegenen portugiesischen Gebiet.

Er blickte, und er verschwendete seinen Blick nicht an die grenzenlose Weite des Raums und scheinbar auch ohne ein starkes Gefühl, nur so, wie ein Mann Schau hält mit dem Versuch, das Einzelne zu erkennen und das Ganze und alles zum Bilde zu fügen: nüchtern, unerbittlich und ohne anderen Wahn als den des Willens. Es war Unrecht getan worden und wurde weiterhin Unrecht getan, dagegen mußte zu Felde gezogen werden, so. Nichts weiter, und doch erschauerte er oft, wenn er morgens seinen Blick in die Ebene tat, die ihm verboten war, dem ehemaligen Soldaten von Lettowis. Und was den Soldaten der Kompanie Jesu ihre Exerzitien waren, Härting des Willens, das war ihm dies Postenstehen vor Tag, zu dem der Hahnenschrei das Reveille signal gab. Aber das Einsamssein ist gefährlich; es läßt uns unsere Kräfte überschätzen.

Hahnenschrei, Hahnenschrei, was ihn erschauern machte, war es die folgende gewaltige Stille, die über ihm zusammenrauschte wie Fluten? Ach, jetzt spürte er's sekundenlang, wie furchtbar allein er war, und was ihm sonst den Glauben an sich selbst und den Trost gab, fühlte er nun kühl an seine Schultern rühren. Er brauchte sich nicht umzusehen, nein, da hinter ihm stand kein gerüsteter Heerhaufen. Das Volk, das zu ihm hätte stehen sollen, das drängte sich in der Enge seiner Grenzen, feierte seine Jahrmärkte, arbeitete die Tribute ab, die seinen Armen zur Last fielen, und tat wahrhaftig, als ob der schönste Friede und alles in Ordnung wäre; zankte, parteierte sich, folgte bald dem, bald jenem der falschen Führer und ahnte nichts von seinem Untergang. So sah er es, aber er gehörte nicht zu denen, die sich an die Straßenecken stellen; auch wußte er, er würde verlacht werden, weil er Ansprüche hätte stellen müssen, während doch Scharlatane, die ganz Unwichtiges zu verkündigen hätten, heute ihre Anhänger fanden, wenn sie es nur marktchreierisch genug angingen. Und was hätte ihm denn auch anders gelingen können als nur wieder die Gründung einer Partei, einer Partei von Unzufriedenen, Bestohlenen, Vergrämten und Staatsbettlern? Hieß das vielleicht Volk? Dies Volk, dachte er, längst hat es sich

verraten lassen und verkauft; vor allem verkauft, um eine Goldwährung und um dreißig Silberlinge. Das ging ihn nichts mehr an; er, Titus Oger, kannte den Vertrag von Versailles nicht an. Er handelte auf eigene Faust, fuhr heim nach Afrika und beobachtete das Land, das in der Gewalt des Feindes war, von der Grenze aus. — Aber war er nicht machtlos? Oh, er hatte eine Antwort auch darauf. Wer so lange gelebt hat, der hat sich gegen jeden Zweifel ein Argument, gegen jeden Einwand eine Rechtfertigung zurechtgelegt. In diesem Falle: „Ich erkenne die Spielregeln der menschlichen Gesellschaft nicht an; das gibt mir eine Vorgabe.“

Hätte er mit jemandem darüber gesprochen! Aber er kannte die Welt, und daß man ihn für einen Narren halten würde. Dennoch war er nicht das, was man fanatisch nennt. Das war ja das Ungewöhnliche, daß er auf dem Wege der Vernunft zu seinem tollen Entschluß gekommen war. Mit einem etwas überlegenen Lächeln und seiner überaus ruhigen Stimme hätte er bewiesen, wie richtig und vor allem wie folgerichtig sein Tun sei. So war er also gefährlich gleich allen Dogmatikern, denen der Kirche oder Kohlhaas oder Kobespierre, doch war der Unterschied der, daß er seine Auseinandersetzung mit Großbritannien, Irland sowie seinen sämtlichen Dominions als eine private Angelegenheit auffaßte; insolgedessen ging es ihm auch nicht um Historisches, sondern um die Ungerechtigkeit seines Geschicks, freilich auch um Ungerechtigkeit überhaupt.

Sehen Sie, hätte er vielleicht gesagt, ich bin da als junger Mensch nach Afrika gekommen, und ich fand dort die beiden Dinge, die ich vor allem brauchte: Land und Freiheit. Was die Freiheit betrifft, so war das nie ein wirrer Begriff für mich, sondern ein sehr Wirkliches aus der Sinnenwelt, ein Gut wie andere Güter, aber mehr als andere Güter. Und was das Land betrifft, so werden Sie es sehen können, sobald die Sonne aufgegangen ist. Aber denken Sie nicht, daß alles so leicht war. Ich habe, um das zu erreichen, was ich erreichte, auf fast alles verzichten müssen, bewußt verzichten, hören Sie? auf die ganze Brutwärme und Freuden Ihrer Zivilisation, die zu verachten ich nicht dumm genug bin. Vor allem niemals eine Frau, jedenfalls keine weiße. Bewußt verzichtet. Natürlich bin ich in diesen harten Jahren geformt worden, und nun bin ich ein alter Singänger. Gut, also ich habe da gearbeitet und gearbeitet, ein Jahrzehnt lang, Wildnis zum Acker gemacht, stellen Sie sich das alles bitte nicht so einfach vor. Steinhäuser gebaut, nachdem man jahrelang in einer schmutzigen Strohütte gehaust, eine kleine Fabrik, Sägegatter, alles mögliche, Gärten, Drainage, Straßen: Alles aus dem Nichts heraus, mit einem kleinen geliebten Kapital, das ich mit Zinsen gerade abbezahlt hatte, als der Krieg ausbrach. Mein halbes Leben steckte darin. Also, auf einmal war Krieg, Krieg mit England; vier Jahre lang, und dann war es aus, verloren.

England nahm mir einfach meine Pflanzung weg, und das war ein Diebstahl. Was ist denn Diebstahl sonst? Also um mein ehrlich erschufenes Stück Land war Krieg geführt worden! Und England hatte doch wahrhaftig schon vorher Land genug. — Aber das wäre doch allen so gegangen? Gemeinsames Unglück? Herrgott, wenn die anderen sich damit abfinden wollen, so ist das doch ihre Angelegenheit. Ich habe mich nicht damit abgefunden. Ich will mein Land wiederhaben, ist das logisch oder nicht?

Als Austauschstudent in Amerika.

Von Egloff von Tuppelskirch (Zollern 1931).

Mitte September begannen wir zwanzig Austauschstudenten der „Stuttgarter“ in Bremerhaven die Fahrt übers große Wasser. Schönstes Wetter im

Kanal und die großen Annehmlichkeiten des Schiffes ließen das erste Abschiedswort bald vergessen. Wunderbar ist dieses Fahren inmitten von Wind und Sonnenschein, wechselnd mit Sturm und Wellenbergen. Die Ueberfahrt steht im Zeichen der Erwartung und schafft jene eigene Stimmung, die auf etwas großes Unbekanntes hinweist. Fünfmal ward die Uhr eine Stunde zurückgestellt, denn noch war Sommerzeit in New York, als eines Abends gegen die dunkelrote Scheibe der untergehende Sonne die feinen Umrisse der Wolkenkratzer schattenhaft über Long Island standen, noch bevor sich dieses aus dem Wasser erhob. Mit sinkendem Abend flammt die ganze Küste in ungezählten Lichtern auf. Näher und näher, bis die Anker vor dem New Yorker Hafen fallen. In den Morgennebel des nächsten Tages hinein fahren wir wieder, der Hafen ist mit Schiffen gefüllt, links die Freiheitsstatue. Jetzt werden die Wolkenkratzer von Manhattan Island sichtbar, genau so wie jeder es kennt von tausend Bildern, und doch in ihrer handgreiflichen Wirklichkeit etwas Ueberwältigendes, etwas das vom ersten Augenblick ahnen läßt, daß wir eine Welt betreten, die anders ist als alles bisher Gesehene, daß hier Geheimnisse liegen, die wir entdecken wollen.

Drei Tage sind wir Gäste des Institute of International Education, die letzten Weisungen, Ermahnungen und Auskünfte, das erste Zusammentreffen mit fremdem Volk in Amerika. Dann fuhr ich etwa 350 km nach Carlisle im Staate Pennsylvania, wo ich am Dickinson College mein Stipendium habe. Ich kam in eine neue Welt, die ich zuerst schon deshalb schwer verstand, weil ich erst ein dreiviertel Jahr vorher mit Englisch Lernen begonnen hatte. Doch jetzt ist man hier fast wie zu Hause.

In einem College sind vier Jahrgänge, die beiden ersten vielleicht mit unserer Prima vergleichbar, doch sind die Jungen etwa ein bis zwei Jahr älter als Primaner bei uns. Mit dem Abschluß des College erhält jeder den untersten akademischen Grad, der hier verliehen wird, und geht dann meist in einen Beruf, aber viele studieren weiter als „Graduate Students“, unseren höheren Semestern entsprechend. Meist heißt eine Anlage, wo man auch höhere Examen machen kann, Universität. Es sind Universitäten, die den Stempel des liberalen Relativismus tragen, die sich zum Zweck gesetzt haben, der Gesellschaft zu dienen, deren Ziel es ist, jedem einzelnen die Mittel zum Existenzkampf zu geben. Im letzten Sinn heißt das, Kampf aller gegen alle, eine Geistesrichtung, die bei uns heiß bekämpft wird.

Wir sind hier eines der kleineren Colleges mit etwa 500 bis 600 girls und boys, mit einem kleinen Landstädtchen von 12 000 Einwohnern, wo man eine Art amerikanischen Lebens kennen lernt, die mit Wolkenkratzern und Millionen nichts zu tun hat. Solch College ist eine große Einheit, tausendfach erprobt in verschiedensten Angelegenheiten, tausendfach bewährt. Jeder ist stolz auf sein College, der rote Wimpel mit dem Namen „Dickinson“ in weißer Schrift hängt auch in meiner Bude, und es bedeutet eine Art Bekenntnis.

Der Unterricht gleicht mehr dem unserer höheren Schule als dem un-erzwungenen Arbeiten auf unserer Universität. Es ist genau vorgeschrieben, wie oft man im Höchstdfall fehlen darf. Unserer akademischen Freiheit kann man nur eine Träne nachweinen. Aber die Verhältnisse und Bedingungen sind anders hier als bei uns. Das unstillbare Bedürfnis zur Geistigkeit ist hier erst langsam im Erwachen und könnte wohl kaum in heutiger Zeit schon als Haupttriebkraft des Studiums eingesetzt werden. Die ungeheure Leistung der Kolonisation dieses Erdteils hat alle wesentlichen Kräfte bisher gefesselt. Und dann will das College auch in weitgehendem Maße Erziehungsstätte sein. So gibt es hier Fraternities, in denen etwa 70% unserer Studenten zusammen-

geschlossen sind, in Ziel und Art aber einheitlicher als unser vielgestaltiges Verbindungsleben. An dieser Erziehungsarbeit nimmt auch der Sport einen außerordentlich großen Anteil. Er ist weit mehr als nur Erholung und Spiel.

Im Herbst sind die großen Fußballwettkämpfe, jedes College stellt seine Mannschaft. Wenn die berühmten Universitäten sich treffen, sehen 50 000 oder 80 000 Menschen zu. Die oft hundert Mann starken Kapellen der beiden Gegner beleben mit fantasievollen Uniformen das Bild. Dann stellen sich zweimal elf Mann gegeneinander, der Schiedsrichter pfeift und Mann rennt gegen Mann in Verteidigung und Angriff, ein dichtes Knäuel von ringenden Kämpfern um den Ball. Das Spiel ist beispiellos hart und hat mit unserem deutschen Fußball nur den Namen gemein. Manchmal gelingt der Durchbruch, 50 000 Menschen stehen von ihren Sitzen auf, wie eine Springflut brodelt höchste Erregung über dem riesigen Stadion. Da wirft sich ein Gegner in die Beine des Vorwärtstürmenden, der den Ball fest an sich gepreßt hat. In einem Ruck schlägt er hin, drei hards vor dem Ziel ist der Angriff zum Stehen gebracht, der Schiedsrichter pfeift ab. — Ob Wind oder Regen, Zuschauer und Mannschaft halten aus. Wer das erlebt hat in seiner vollen Lebendigkeit, weiß, daß Amerika seine eigene Dynamik hat.

Fußball ist die Hauptsache, aus den Eintrittsgeldern wird fast der gesamte andere Sportbetrieb finanziert. Alles heißt Wettkampf, in allen Sportarten vertreten Mannschaften die Ehre des College. Ich selbst war in der Cross Country Team, der Geländelaufmannschaft, der Kurs geht über 7200 m; im Frühjahr laufen wir Afschenbahn.

Die Jungen, die diese Umgebung gestalten und in dieser Umgebung leben, sind anders als bei uns auf Schule und Universität. Man kennt hier nicht so viel Probleme, man steht dem Leben nicht so fragend gegenüber. Aber die „depression“ leitet jetzt langsam dazu, auch über Ursachen und Wirkungen im Leben nachzudenken. Der in Europa so viel gerühmte amerikanische Schwung kommt aus dieser Unbefangenheit dem Sein gegenüber, aber auch aus dem Reichtum des Landes, der trotz Krise noch immer ungeheuer ist.

Seine Anschauungen gewinnt man von dem Spiegelbild, das man im College von der umgebenden Welt sieht und hört und von Büchern und Zeitungen, aber zum großen Teil auch von Reisen. Eisenbahn und Bus sind sehr teuer, so stellt man sich an die Straße und winkt, bis ein freundlicher Wagen hält. Manchmal steht man fünf Minuten, manchmal vier Stunden. Vor allem muß man auf den Hauptwegen bleiben und aussteigen, wenn der Wagen abbiegt. Auf diese Art kann man mit vielen Schichten der Bevölkerung sprechen, ihnen von Deutschland erzählen und ihre Fragen beantworten. Wie ist die Lage in Deutschland? Was denken Sie über Hitler? Besteht „Gefahr“, daß der Kaiser zurückkommt? Auch Hindenburg steht im Mittelpunkt, und man denkt allgemein hoch von ihm. So sitzt man dann im Wagen und fährt und sieht ringsherum die Landschaft, die manchmal mit einzelnen Farmen bedeckt ist, aber manchmal so unberührt aussieht, daß man zurückdenken muß an Lederstrumpf und Karl May. Straßen im einsamen Land sind wie ein Sinnbild der großen Möglichkeiten, die noch immer für den Tüchtigen hier bestehen. Diese Art zu reisen nennt man „hitch hiken“.

Meine ersten Ferien hier war der Thanksgiving Rezej Ende November. In dreieinhalb Stunden hitch hikte ich 200 km nach Philadelphia in drei verschiedenen Wagen, der letzte fuhr manchmal mehr als hundertzehn km. Ich traf zum Glück unseren dortigen Austauschstudenten zu Hause und konnte bei ihm schlafen, das billigste Zimmer kostet ohne Mahlzeiten fast sieben Mark. Ich sah mit die Stadt an, wo die ersten deutschen Ansiedler 1683 landeten.

Riesenhaft die Brücke über den breiten Delaware, wo ununterbrochen Autos rasen. Am nächsten Tag sah ich eins der größten Fußballspiele und traf abends zufällig den deutschen Club versammelt, wo ich mich gleich für den nächsten Tag bei einem Brauermeister einladen ließ. Das klingt gegen Prohibition, doch wird dem Bier vorher der Alkohol entzogen, was aber nicht hinderte, daß ich zu jeder Mahlzeit meine Flasche richtiges Bier hatte. Ueberhaupt habe ich hier schon fast mehr Alkohol getrunken als in Deutschland in der gleichen Zeit. So kam ich in das gastfreie Haus eines Deutschen, der mit siebzehn Jahren hierher kam. Ich hatte mein eigenes Zimmer mit eigenem Bad. Am Morgen zeigte mir ein Amerikaner auf einer hübschen Autofahrt Valley Forge, wo Washington seine geschlagenen, hungernden Truppen im Winter 1777-78 zusammenhielt, während es sich die Engländer in Philadelphia gut sein ließen. Am Nachmittag gingen wir für eine Stunde auf die Jagd, aber da das Jagdrecht jedem offensteht, der den Jagdschein hat, bekamen wir leider nichts. Am Abend waren wir eingeladen, ich natürlich auch. Es gab Coctails und sehr gutes Essen. Auf der Heimfahrt fror uns leider der Kühler ein, was uns einen kalten Spaziergang eintrug. Aber nach dem aufregenden Bridgespiel war das angenehm; überall das beste rausfinden, ist wichtig. Ich blieb die zweite Nacht dort, mußte dann aber fort, weil ich noch andere Leute zu besuchen hatte, die ich vor dieser Einladung kennen gelernt hatte. Am fünften Tage ging es in fünf verschiedenen Autos heim. So verlebt man seine Ferien angenehm und billig und lehrreich.

Weihnachten war ich in Boston bei Verwandten und gewann dort Einblick in die höhere Gesellschaft Bostons, dem Zentrum Neu-Englands, das auch jetzt noch neben New York, Chicago und Washington bedeutend für alles Geistige ist. Aber nun habe ich genug erzählt. Ich bin erst vier Monate hier, weitere vier stehen noch aus. Später schreibe ich gern noch einmal.



Die alten Kameraden



Dr. iur. Erik Krämer (Oranien 1924-26) und Frau Britta, geb. Björkander, Stockholm, geben ihre Vermählung bekannt.

Forstassessor Joachim Marsch (Oranien 1919-23) und Frau Elli, geb. Backs, teilen ihre Vermählung mit. (Steinbusch-Ofö, Post Woldenberg, Neum.)

Franz-Hubert Graf Kanik (Wittelsbach 1924-30) hat sich vermählt mit Fräulein Helene von Sagow. (Melfof bei Brahlstorf, Mecklenburg.)

Konrad Schulz-Wulkow (Oranien 1910-15) hat sich verlobt mit Fräulein Marie-Luise von Schulz.



Schulchronik



Die Osterferien wurden durch Verfügung des Herrn Unterrichtsministers für alle Schulen bis zum 30. April verlängert.

1. Mai 1933: Schulfeier anlässlich des „Festes der Arbeit“.

Pfingstferien sind vom 1.—9. Juni, Reisetag ist Donnerstag, der 8. Juni.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 2/3

13. Jahrg.

Juni/Juli 1933

Als Handschrift gedruckt.

Postcheckkonto: Berlin NW 7, 352 21, Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Zur Erinnerung an unser Jubiläum vom 26.—28. Mai 1933.

Das Jubiläumsfest war so schön, daß uns alle tiefe Dankbarkeit erfüllt. — Dankbarkeit gegen die vielen treuen Mithelfer und denen gegenüber, die gekommen sind. Ihnen soll diese Nummer der Dahlemer Blätter ein Anhalt für die Erinnerung sein und den anderen berichten, „wie es eigentlich gewesen“. Denn wir wissen aus zahllosen Briefen derer, die nicht kommen konnten, wie schmerzlich es ihnen gewesen ist, durch den Dienst oder die Zeitläufte verhindert gewesen zu sein.

Für den, der an allen drei Jubiläumstagen dabei war, ist die Zahl der Gesichter fast überwältigend groß. Wie ein Traum sind die Tage vorübergegangen. An der Erinnerung zehrt man noch lange mit dem beglückenden Bewußtsein, einer lebendigen Gemeinschaft anzugehören.

Von dem würdigen Auftakt unserer Feier am Freitag, den 26. Mai abends im Festsaal unserer Schule, von der Aufführung der „Eumeniden“, berichtet uns der ehemalige erste „Redakteur“ der Dahlemer Blätter, Dr. Wilhelm Koehler, noch in dieser Nummer. Es war eine Feierstunde. Kennzeichnend, daß einer unserer angesehensten Universitätslehrer der klassischen Sprachen, der als Gast unter uns weilte, ein über das andere Mal spontan in den Ruf ausbrach: „Das ist ja herrlich, das ist ja herrlich!“ Ein schöner Lohn für die Mühe. Denn so wollten wir es haben: Die alten Arndter sollten stolz sein dürfen auf ihre Schule.

Am Sonnabend um 11 Uhr war die offizielle Gedenkfeier. Und wieder war der Festsaal der Schule gefüllt. Ehrlich gestanden: wir hatten etwas Sorge, ob gerade in den Vormittagsstunden und bei dem aus-

gedehnten Programm genug alte Herren erscheinen würden. Um so freudiger war die Ueberraschung. Herr Dr. Christians hatte den Rahmen der Feier gestaltet.

Herr Direktor Professor Dr. Kappus hielt die Erinnerungsrede.

Schülerheim und Schule seien miteinander und füreinander gegründet aus einem Erziehergedanken und Erzieherwillen, als eine Stätte ernster Arbeit und jugendlichen Frohsinns. Unser vornehmstes Ziel sei von jeher die Charakterbildung gewesen, die Erziehung zum Wollen und Handeln. Der Geist des Heims sei in der ganzen Schule wirksam geworden. Erzieher und Zögling, Lehrer und Schüler ständen sich nicht fremd gegenüber, sondern menschlich verbunden zu gemeinsamer Arbeit in echter Lebensgemeinschaft. Deshalb richtete der Redner warme Worte des Dankes an Herrn Kurator Dr. Richter, den Gründer der Anstalt, und an Herrn Oberstudiendirektor Dr. Kremmer, den ersten Direktor der Schule. Diese beiden Männer — so sagte er wörtlich — haben dem Arndt-Gymnasium das Gepräge gegeben und sind Schöpfer des Geistes, den unsere Anstalt immer behalten möge. Seinen Bericht über die Gründung und Entwicklung der Anstalt in den bewegten 25 Jahren könne er kurz fassen, da wir zum heutigen Tage eine Geschichte der Schule und der Richtersehen Stiftung aus der Feder von Herrn Studienrat Dr. Wachsmuth zum Geschenke erhalten hätten: „Eine Geschichte der Anstalt, nicht eine Chronik, nicht eine Aneinanderreihung von Tatsachen, sondern sinnvolle Deutung des Geistes, aus dem unsere Schule entstand und sich entwickelte . . . ein Werk, auf das wir stolz sind.“

Als der Redner der Gefallenen des Weltkrieges gedachte, erhoben sich alle von den Plätzen und verharrten in Schweigen. Die beiden Obleute der Schülerschaft trugen einen Kranz an das Gefallenendenkmal hinab, während Orgelklang vom treuen Kameraden leise den Raum durchtönte.

Die Gesinnung derer, die ihr Leben für das Vaterland ließen, müsse und werde im Arndt-Gymnasium weiterleben. Ein solcher auf das Männlich-Sittliche gerichteter Blick werde diese Kräfte auch in der Antike wiederfinden, in der Vaterlandsliebe und dem tiefen Ernst eines Aeschylos, der schicksalbewußten Frömmigkeit eines Sophokles, den Idealen Platos und in den Tugenden der Römer: der disciplina d. h. der Zucht, der virtus d. h. der Wehrhaftigkeit und der fides d. h. der Treue und Charakterfestigkeit.

Mit einem hoffnungsvollen Ausblick auf die Zukunft schloß die Rede mit dem Wahlspruch E. M. Arndts', der würdig neben dem über unserer Orgel stehen könnte: „Wahrhaft, wehrhaft, furchtlos und treu.“ —

Als Vertreter der „ehemaligen Arndter“ sprach dann der älteste primus omnium der Schule, Dr. Walter Mindt, echte Worte des Dankes an seine alte Schule, an deren Gründer, Leiter und Lehrer. Aus der jetzt erschienenen Geschichte der Anstalt — so sagte er mir im Gespräche — sei ihm erst recht klar geworden, daß die besondere Prägung unserer Anstalt, die die Arndter so liebten, durch bewußtes Planen und Arbeiten vielen Widerständen zum Trotz schon vor der Eröffnung durch Herrn Kurator gestaltet sei.

Wir alle haben damals, als wir nach Dahlem kamen — so führte er in der Rede aus — sehr bald empfunden, daß uns hier nicht nur eine äußerlich neue Schule, sondern ein völlig neuer Geist entgegentrat. Wir haben — zwar noch nicht bewußt, aber doch deutlich und wohlthuend — das eifrige, uns in

diesem Maße bisher ungewohnte Ringen der Schule um ein persönliches Vertrauensverhältnis zwischen Lehrer und Schüler empfunden.

„Wir wissen heute, daß all' die vielen Dinge, die dazu beitrugen, uns während unserer Schulzeit die Anstalt so heimisch und später die Erinnerung an sie so froh und wertvoll zu machen, nicht Werke des Zufalls, sondern daß sie von vornherein bis ins Letzte und Kleinste durchdacht waren; wir wissen auch, daß sie nicht etwa in bequemer Ausführung festgelegter Vorschriften geschaffen wurden, sondern oft genug zäh und hart erkämpft werden mußten.

Und so lebt neben dem von früher überkommenen Dankgefühl des Jünglings, das im Empfinden seinen Ursprung hatte, noch kräftiger heute in uns das Dankgefühl des Mannes, das in der Kritik wurzelt und Leistungen und Erfolge wertet.“

Er schloß seine Rede mit einem neuen Gelöbnis der Treue, das in einem dreifachen Heilruf auf unser geliebtes Arndt-Gymnasium zum Ausdruck kam. Mit dem Deutschlandlied fand die Feierstunde ihren Abschluß.

Bei dem herrlichen Wetter fanden sich am Sonnabend nachmittag auf der Spielwiese wieder eine große Menge von Gästen ein. Herr Gröger hatte ein Sportfest in freier Form aufgezo-gen. Es war ein lustiges Tum-meln und Treiben. Denn möglichst viele Klassen — auch die Kleinen — waren herangezogen zu allerlei Uebungen und Spielen. Die Zuschauer standen in zivanglosen Gruppen beieinander, je später es wurde, desto mehr „neue Alte“ tauchten auf, und das Händeschütteln nahm kein Ende. Bei den Staffelläufen und anderen Wettkämpfen wurde die durch die Freude des Wiedersehens ab-gelenkte Teilnahme schon stärker, beim Handballspiel aber ließen sich die Ehemaligen nicht mehr halten. „Wir wollen auch mitmachen!“ hörte man die letzten Semester der Alten. „Mensch, kannst Du mir keine Turnhose pumpen?“ Einen unserer Tertianer sah ich in abenteuerlichem Aufzug. „Was hast Du denn für eine riesige — feine Hose an?“ „Die ist von meinem Bruder; ich habe sie angezogen, damit sie nicht leidet. Ich habe ihm mein Turnzeug geben müssen.“

Dann trat die „alte Garde“ an gegen die besten „Aktiven“. Na, wir wollen nichts ausplaudern; aber Alt-Arndt brauchte sich der Jugend nicht zu schämen.

„Auf Wiedersehen heute abend im Waldfrieden!“ hieß es beim Auseinandergehen. Der Saal war gefüllt bis auf den letzten Platz. Herr Direktor Kremmer hielt eine so frische Rede, als ob er sein Amt erst anträte und nicht im wohlverdienten Ruhestand weile. Ernstes, das von seinem Festhalten an seiner Gesinnung trotz der Ereignisse vom November 1918 Zeugnis ablegte und von der Treue sprach, mit der die Arndt-Gymnasiasten auch in kritischer Zeit unbedingt und auf das Wohl des Ganzen bedacht zu ihrer Schule und zu ihrem Direktor standen, mischte sich mit launigen Wendungen. Als er versprach, uns nicht „bankrot zu lassen“ zu lassen und befahl, alle sollten die Aufgabenbücher herausnehmen und notieren, daß am Sonntag vormittag eine Fahrt ins Heidehaus stattfände, wollte der Beifall kein Ende nehmen.

Eine große freudige Ueberraschung wurde dem Ruderverein durch Uebergabe einer Stiftung durch Herrn Dr. von Arnswaldt zuteil. Der

beste Fahrtenruderer jeden Jahres soll aus der Stiftung mit einem Preise bedacht werden.

In heiteren und ernstern Gesprächen — wie sollte es anders sein — dehnte sich der Abend aus bis spät in die Nacht.

Der schönste Tag, mit ganz neuem Klang, war aber zweifellos der Sonntag, die Wiedersehensfeier der Heimler. Wie es sich Herr Kurator gedacht und gewünscht hatte, so ist er verlaufen, ja, über Wünschen und Planen hinaus, weil wir wirklich nicht hoffen konnten, daß so viele unserer lieben Alten kommen würden, und die innere Verbundenheit so schnell und restlos Brücken schlagen würde zwischen alten, jüngeren und jüngsten Kameraden. Wie glücklich war der Gedanke, die Familiengemeinschaften zum Kaffee und Abend im intimen Kreise ihrer alten Häuser zu versammeln und erst am Spätabend ein Sommerfest am Bade mit Vorfürhungen der Aktiven, Fackelzug und Feuerwerk als Treffpunkt für die große Gemeinschaft zu veranstalten.

Doch von diesen Stunden, den reichsten und beglückendsten für unsere Erinnerung erzählt uns besser einer unserer lieben „Uralten“ selbst, der „Du“.

Die Wiedersehensfeier im Heim am Sonntag, den 28. Mai 1933.

Von Dr. Lothar Wernecke (Burgund 1908—14).

All den lieben alten Kameraden, denen es nicht vergönnt war, an den wunderbaren Feierstunden des 28. Mai 1933 teilzunehmen, sei es gleich vorweg berichtet, daß sich der letzte Vers unseres Heimliedes verwirklicht hat: „Alt-Dahlem lebt!“ Unser geliebtes altes Schülerheim hat seinen 25. Geburtstag in einer Lebendigkeit, in einer wahren Feststimmung und in einer so starken inneren Verbundenheit aller seiner Söhne begangen, daß uns allen das Herz warm wurde, und daß eine tiefgehende, stille und glückliche Stimmung auf all den lieben Gesichtern unserer Jugendfreunde strahlte.

Das heißt: still war es eigentlich weniger! Als wir wie auf das Klingelzeichen um 4 Uhr zum Kaffee-Trinken antraten, empfing uns zunächst das jubelnde Hallo der „Aktiven“. Die gute alte Tür, die einst so manchen Puff bekam, weil sie nicht schnell genug aufging, während es von der Penne her schon zum „zweiten Mal“ läutete, die gute alte Tür bekam ein liebevolles Rächeln und öffnete den Weg die alte Treppe herauf. Mit etwas enttäuschtem Blick mußte man feststellen, daß wieder mal keine Post da war, und dann stand man in den alten vertrauten Zimmern der Hauseltern.

Das war ein Begrüßen, ein Freuen und ein sich wieder Finden, wie es wirklich nur bei einer innerlich verbundenen und lebendigen Gemeinschaft möglich ist. Ja, man empfand dieses Zusammentreffen sogar nicht einmal als eine seltene Subiläumsbegegnung, sondern es war beinahe wie einst, wenn man aus den großen Ferien „ins Heim nach Hause“ kam. Naturgemäß rückten die einzelnen Jahrgänge und die einzelnen „Buden“ um Kaffee und Kuchen eng zusammen, das Erzählen nahm auch bald einen gewaltigen Lärm an, denn jeder brachte eine weitere und noch schönere Anekdote in Erinnerung. An was

man sich noch alles erinnerte! Diesem wurde nachgerühmt, daß er im Jahre 1908 den ersten Rasterapparat ins Heim gebracht hätte. Jener habe die ersten langen weißen Flanellhosen gehabt, unten sogar mit Umschlag: wegen dieser unerhörten Proberlei sei er damals so lange mit Verachtung bestraft worden, bis — man dieselbe Hose bekam. Und tatsächlich erinnerte man sich der ersten langen Hose; all die kleinen und doch so ungeheuer bedeutungsvollen Entwicklungsphasen wurden noch einmal unmittelbar wach. Und wenn nicht einer auf den störenden Gedanken gekommen wäre, eine photographische Aufnahme im Garten zu machen, so säßen wir vielleicht noch da!

Im Garten stießen nun die einzelnen Häuser aufeinander; auf den Gartenwegen, die doch für uns Schritt für Schritt „historischer Boden“ sind, gab es allenthalben ein begeistertes Wiederfinden. Allenthalben hörte man den Ruf: „Mensch, das ist aber fein, daß Du auch da bist“. Da steht noch die gute alte Penne mit dem lieben und vertrauten Rhythmus ihrer drei Flügel und mit dem schönen Turm. Auch die Uhr schlägt noch wie einst; den alten Schlag vergißt, glaube ich, keiner von uns. Da ist noch die alte Spielwiese, nur ihr Haartwuchs hat sich mit den Jahren etwas gelichtet; aber schließlich sind ja die 25 Jahre auch an uns nicht so ganz spurlos vorbeigegangen. So lächelte man sich traulich und ein wenig wehmütig zugleich in seine schönsten sorglosen Jugendjahre hinein.

Es hat einmal jemand über das Zusammentreffen mit uralten Schulkameraden gesagt, daß der Kontakt beim Wiedersehen in dem Augenblick aufhöre, in dem das Thema: „Weißt Du noch . . .?“ erschöpft sei. Für unser Dahlem ist das vollkommen falsch. Niemals so stark, wie an diesem 25-jährigen Geburtstage konnte man das empfinden, was Herr Dr. Wachsmuth in seiner Festschrift so meisterhaft über die inneren Grundlagen unseres Heims dargestellt hat. Unser Zusammenleben und Aufwachsen im Heim im Kreise ordentlicher gleichgestimmter Kameraden unter der vertrauenswürdigsten und liebevollsten Erziehungsarbeit so prächtiger Hauseltern und Lehrer hat bei uns weit und tief über die Wände der Schulstuben hinaus eine so starke Verwurzelung in Charakter, Gesinnung und Anschauungen bedingt, daß man in jedem alten Dahlemer sofort den Menschen findet, mit dem man sich lebensgemeinschaftlich verbunden fühlt. Mehrmals sprachen wir darüber, daß für die Generation unserer Väter eine Erinnerung an ihre Schulzeit meist mit einem gewissen Alpdruck verbunden war, während unter uns kaum einer ist, der nicht sofort noch einmal die alte grüne Schülermütze mit silbernem oder goldenem Stern aufs Ohr klemmen möchte.

Ehe man das alles so richtig begriffen und besprochen hatte, rief es schon zum Abendessen. Mehr als einmal wurde es dankbar empfunden, daß der Heimtag statt durch ein steifes „Herrenessen“ durch ein so erinnerungsvolles, ungezwungenes Zusammentreffen in den verehrungswürdigen alten Räumen begangen werden durfte.

Als die Käseschnitte noch nicht richtig im Munde war, hörte man ein Husehen und Lärmen auf den Treppen. Durch einen Türspalt sah man Bademäntel die Treppe heruntereilen. Also schnell zum Bade! brrr . . . Dies war eigentlich der einzige Augenblick, in dem ich froh war, nicht mehr „aktiv“ zu sein! Aber wir sind eben schon alte Herren, während die Zungen auf das kalte Bad am Sonntag Abend, die Springfontäne und das Stafettenschwimmen

der Häuser geradezu brannten. Natürlich fehlte am Bade weder die Dahlemer Dorfmusik, noch „Sickler“ mit seinem Bierfaß. Und nun setzte auch bei uns Alten der alte Häuserwettstreit ein, als es darum ging, die eigene Mannschaft mit wilden Rufen zur Hergabe ihrer letzten Kräfte für die Ehre des eigenen Hauses anzuspornen. Als der letzte Kämpfe das Wasser verlassen hatte, war es schon dunkel geworden. Programmgemäß rechnete man jetzt zwar mit dem Einsetzen des Feuerwerks. Aber dennoch war man nicht darauf vorbereitet, daß der Feuerzauber mit einem solchen Riesenungetüm von Bombenschlag eingeleitet werden würde; ein ehrliches Kniezittern überfiel das weite Rund, der „Bogenschiße“ hätte beinahe seinen Pfeil endgültig abgeschossen und das Wasser bekam Schaumköpfe. Als sich mein Freund Heinz neben mir etwas gefaßt hatte, konnte er nur noch bemerken: „so was hätten wir damals in der Klasse haben müssen“!

Die letzte Rakete, die sich in einer dunklen Kiefer verfing, war das Signal zum Sammeln im Kasino, wo wir noch lange froh zusammenblieben. Da wurden auch wieder die bereits historisch gewordenen „Handtücher“ mit unserem lieben alten Dahlem-Lied hervorgeholt und von oben bis unten heruntergesungen; mit innerer Ergriffenheit, als Bekenntnis und als Schwur zugleich erklang es Vers um Vers: Alt-Dahlem, Du sollst leben. Und als die letzte Zeile im Verklingen war, erhob sich spontan eine Stimme und rief: „Unser lieber Kurator, er lebe hoch.“ Mit einem donnernden Hoch antworteten alle die Alten. Dieses Hoch kam aus innerstem Herzen. Der Kurator hatte, so kennen wir ihn alle, ausdrücklich gebeten, von jeder Ansprache oder Rede auf ihn abzusehen. Dieser Rundgebung konnte er sich indessen nicht entziehen. Sie war uns allen eine innere Notwendigkeit. Jetzt, da wir sein Werk am Markstein der ersten 25 Jahre übersehen, und da wir an diesem Tage wieder in der unmittelbarsten Weise erleben konnten, was diese Dahlemer Jahre für uns selbst und für unsere eigene Entwicklung bedeuten, jetzt ermaßen wir das alles erst in vollem Maße, und ich glaube im Namen aller alten Heimler zu sprechen, wenn ich sage, daß wir ihm und allen Hauseltern und Lehrern in bleibender Dankbarkeit die Hand drücken und abermals geloben: Alt-Dahlem, Du sollst leben!

Die Aufführung der „Eumeniden“ am Vorabend der Jubiläumsfeier.

Von Dr. Wilhelm Koehler.

Sinen edleren, würdigeren Auftakt konnte die Jubelfeier des Arndt-Gymnasiums nicht haben, als diese von Herrn Studienrat Schmidt unter unfäglichen Mühen und mit hingebender Liebe vorbereitete Aufführung der „Eumeniden“ des Aeschylus. Eine festlich gestimmte Gemeinde alter Arndter und viele hochansehnliche Gäste hatten sich am Vorabend des eigentlichen Jubiläums in unserer alten schönen Aula eingefunden, um in tiefer Ergriffenheit Bekenntnis abzulegen zu den Idealen des humanistischen Gymnasiums im allgemeinen, zu denen des Arndt-Gymnasiums im besonderen.

Man kennt die Einwände, die man gegen die Aufführung eines griechischen Dramas in der Ursprache erheben kann und erhebt, zur Genüge. Diese Aufführung war aber ein gewaltiges „Dennoch“, geeignet, auch den hartgesottenen Zweifler zu überzeugen. Denn sie war keine antiquarische Angelegenheit, die künstlich aufgeführt wurde, sondern sie wirkte so gegenwartsnah, so unmittelbar, daß selbst die des Griechischen nur wenig oder gar nicht Kundigen erschüttert wurden. Zwar manche Symbole und Vorstellungen sind uns heute fremd,

sind zeitbedingt, und wir empfinden die Kluft, die die Zeit des Aeschylus von der unseren trennt. Aber das, was hinter den Symbolen steht, ist heute ebenso gültig wie einst: der tiefe Gedanke der Erlösung von Schuld, die den Mutttermörder Orestes nicht weniger angeht als jeden von uns. Das aber brachte diese Aufführung zur Wirkung, und jeder empfand etwas von dem Hauch der Dichtergröße, mochte er den von den Rachegöttinnen verfolgten Orestes bemitleiden, mochte er bangen um sein Schicksal, mochte er befreit aufatmen, als der Freispruch erfolgte, mochte er das tiefe Erlösungsgefühl erschüttert empfinden, als er die Verwandlung der Rachegeister in segensvolle Huldinnen, in Eumeniden, erlebte.

Diese Grundgedanken der großen Dichtung herauszuarbeiten, ist das Ziel des Leiters der Aufführung gewesen. Er hat es erreicht, ja er hat es verstanden, durch geschickte Verwendung moderner Mittel, z. B. der Musik, die trotzdem „antifikierend“ blieb, die Aufführung zu einer Wirkung zu bringen, die alles hinter sich ließ, was man sonst bei Darstellung klassischer Dramen zu sehen gewohnt ist. Jede Gestalt war herausmodelliert, trug Leben in sich, wurde, trotz des fremden Wortklangs, verstanden in ihrem Wollen und Wirken.

Seit Schiller sind und bleiben die Chöre auf der Bühne ein Kreuz. Ich glaube, erst seitdem die neuere Sprechtechnik sich entfaltet hat, ist ein Weg zur Darstellung von Chören geebnet. Die Modulation des Tones, die früher der Stimme des einzelnen vorbehalten blieb, hat sich die Masse erobert: ein Chor kann jetzt, dank der Schulung der Stimmen, so deutlich, so gegliedert, so tonerfüllend sprechen wie nur je ein einzelner. Und hier offenbart sich fast ein Wunder: denn es zeigte sich, daß zum wahren Klingen so recht eigentlich vielleicht nur die griechische Sprache gelangen kann, wenn sie ein — in langer, nicht verzagender Mühe — gefeilter Chor spricht. Früher strich der Leiter bei Aufführungen klassischer Werke den Chor bis auf einen Rest zusammen, es erschienen dann meistens ein paar müde Greise auf der Szene, die, da sie den Schauspiel nicht verlassen durften, sich allmählich langweilten, die triste Stimmung über ihr verfehltes Dasein zwangsläufig auf den Zuschauer übertrugen und, wenn sie etwas Unverständliches, Griechisch sein Sollendes stammelten, leise Heiterkeit im Auditorium verbreiteten. Hier aber stand der Chor im Mittelpunkt, gegliedert in Einzelgruppen und Personen, handelnd, jeden Teil der Handlung nicht nur als „idealer Zuschauer“ begleitend, sondern eingreifend, anstachelnd, vorwärts treibend. Es war so, daß jeder verstand, was der Chor wollte, daß jeder sich die fremden Laute zu übersetzen vermochte, daß jeder an dem Wohlklang der Klangformen sein Entzücken fand.

Zumal die Musik, von Niels Lieben, einem unserer alten lieben Arndt-Gymnasiasten, komponiert, sich — unter Verwendung antiker musikalischer Motive und doch modern genug, um nicht antiquarisch zu sein — dem gesprochenen Wort wundervoll anschmiegt. Jeden Gefühlston der Dichtung spürt diese Musik auf, jedem der oft verwickelten Rhythmen paßt sie sich an — bis zuletzt in gewaltiger Steigerung das Ganze zum Schlußchor emporwuchs, an dem groß und klein, Gymnasiasten und auch Realgymnasiasten, feierlichen Umzug haltend, sich beteiligten.

Aber das Schönste war trotz aller Höhepunkte doch noch etwas anderes: die unendliche Liebe zum Werk, die sich in oft rührenden Einzelheiten zeigte. Da hatten die Techniker sich wundervolle Beleuchtungseffekte ausgedacht, die Maler hatten eine Tempelfront hergestellt, die von erstaunlicher Plastik war; selbst die Figuren im Siebelfeld und die Athenafigur, auch der Omphalos waren bis ins kleinste ausgearbeitet. Und auf sein Kostüm hatte jeder der Mitspielenden — und mochte er nur ein athenischer Straßenjunge sein — Liebe und Sorgfalt verwendet.

Wo solche Liebe zur Sache herrscht, da kann das Gedeihen nicht fehlen. Wo solche Hingabe an ideale Inhalte herrscht, da steht es gut um die gemeinsame Arbeit der Erziehung. Deshalb ist diese Aufführung nicht nur ein echtes Bekenntnis zur Antike gewesen, sondern noch mehr: ein Gelübde, über dem Alltag, der Wirrnis des Daseins, über dem Spiel der brausenden Gegenwartsmacht nicht zu vergessen, was auch zum Menschen gehört: das Gute, das Wahre, das Schöne. — Die Aufführung war — am Jubiläumsfest — gleichsam eine Rückschau auf Geleistetes, ein Ausblick auf zu Leistendes — und so war sie der rechte Grundakkord, der das Fest würdig einleitete.



Schulchronik



26.—28. V. Jubiläumstage der Anstalt.
24. VI. Fest der Jugend.

Ferien im Schuljahr 1933-34: Sommer: Fr., 30. Juni—Di., 8. August.
Herbst: Fr., 29. September—Di., 10. Oktober.
Weihnachten: Fr., 22. Dezember—Mi., 3. Januar.
Schluß des Schuljahres: Mi., 28. März.



Die alten Kameraden



Hellmut Breßell (Burgund 1915—24) und Frau Gemahlin zeigen unter dem 9. Juni die Geburt eines Sohnes an. (Dübroiv bei Labes.)

Dietrich Klein-Chevalier (Burgund 1913—21) und Frau Gemahlin geben unter dem 15. Mai die Geburt eines Sohnes bekannt. (Berlin-Südende, Borstellstraße 55.)

Felix von Bethmann-Hollweg (Burgund 1910—15) und Frau Gemahlin zeigen die Geburt ihres ersten Sohnes an. (Hohenfinow.)

Ref. Dr. H. Sellischopp (Bähringen 1924—27) hat auch zum Dr. rer. pol. promoviert.



Mitteilungen



Zur Verwendung als Sportpreis schenkte uns Frau Dr. Langenbeck eine schöne Bronze. Wir danken ihr auch an dieser Stelle herzlich dafür.

Anlässlich des Jubiläumsfestes der Anstalt spendete Herr Dr. Bueb dem Heidehausverein den Betrag von M 2000,—.

Am 24. Juni starb Herr Rittergutsbesitzer Schröder zu Alt-Storfow (Pommern), Vater unseres Heimlers Bernhard Sch. (Burgund).

Wir bitten, den Jahresbeitrag für die Dahlemer Blätter einzusenden zu wollen. Er beträgt wie bisher 10,— M; doch wir nehmen auch jeden anderen Betrag dankbar entgegen.

Unser Postcheckkonto lautet:

Berlin 352 21 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).

Eine Zahlkarte legen wir bei.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 4/5 13. Jahrg. Aug./Sept. 1933

Als Handschrift gedruckt.

Postcheckkonto: Berlin NW 7, 352 21, Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Ostpreußenfahrt.

Drei Klassen unserer Schule sind im Laufe dieses Sommers nach Ostpreußen gefahren. Hier von berichten die folgenden Seiten. Sie tun es nicht in der Form eines Gesamtberichtes, sondern greifen aus der Fülle des Gesehenen einige Begegnungen heraus. Aber was alle Darstellungen verbindet, ist das Erstaunen über das schöne Land, ist der Schmerz über das, was der *Traité de Versailles* angerichtet hat, ist die erste echt gefühlte Verbundenheit mit der Geschichte dieses Landes und seiner Zukunft.

Wer in der Jugendherberge in Memel, deren Schlafraum einst eine Scheune war, das Herbergsbuch durchblättert, findet besonders viele Eintragungen von jungen Menschen aus dem Westen und Süden unseres Vaterlandes und aus dem Deutschland jenseits der Grenzen. Ostpreußen, bis 1914 bloß eine preussische Provinz, wächst der deutschen Jugend aller Stämme ins Herz als Schicksalsraum gemeinsamer nationaler Zukunft.

Davon wollen diesmal auch unsere „Blätter“ wieder Zeugnis ablegen, wie sie es schon einmal im vorigen Jahr getan haben.

Westpreußenkreuz - Dreiländerecke.

Von Stephan Schroeter (Olg)

Noch stehen wir unter dem Eindruck jenes gewaltigen Wertes deutscher Männer, der Marienburg, da entführt uns die Bahn schon wieder an eine andere hochbedeutende Stätte des Westpreußenlandes, die mit tiefem Ernst zu uns spricht.

Wir befinden uns mit unseren Führern auf dem Weißen Berg an der Dreiländerecke im Kreise Stuhm. So weit das Auge reicht: gesegnetes, fruchtbares Niederungsland, das seine Kultur ausschließlich deutschen Bauern verdankt. Deutsch waren und sind die Bewohner dieses Landes diesseits und jenseits der Weichsel. Trotzdem: mitten durch deutsches Land wurde auch hier ein Grenzstrich gezogen. Jahrhundertalte menschliche und wirtschaftliche Beziehungen wurden durch einen rohen Gewaltakt zerschnitten. Erschütternde Beispiele der hieraus sich ergebenden verheerenden Folgen berichtete uns unser Führer, den uns der Landrat des Kreises Stuhm mitgegeben hatte. Uebrigens sind es nicht die Polen gewesen, die diese unnatürliche Grenzziehung gefordert hatten. Es waren Franzosen, die auf dieser blutigen Amputation deutschen Landes auch hier bestanden. Sie waren es, die die Grenzziehung vornahmen, so, daß der Weichselstrom ganz zu Polen gehört, während es bisher internationaler Brauch war, daß die Grenzlinie der Falllinie des Stroms folgt, also ein Grenzstrom je zur Hälfte den angrenzenden Ländern gehört. Die Grenze läuft am deutschen Ufer, überschneidet die Deiche mehrfach. Der riesige Weichselstrom ist zum Versanden verurteilt. Die Deichbruchgefahr ist dadurch sehr groß geworden. Kein Schiff zieht seine Spur auf dem breiten Strom, den früher ein reger Schiffsverkehr belebte.

Der Dreiländerstein am diesseitigen Ufer der Weichsel ist das Symbol der Grausamkeit: „Traité de Versailles 28 Juin 1919“ lautet die Aufschrift. Ja, man sollte diesen „Vertrag“ immer nur französisch bezeichnen.

Euch, ihr uns entrissenen Brüder in Polen, und Euch, ihr von uns getrennten Danziger, grüßen wir von der Höhe des Weißen Berges mit dem schlichten Westpreußenkreuz, das in Hoffnung auf Wiedervereinigung zu Euch hinüberleuchtet. „Es soll künden von der Treue zur Heimat und der unvergänglichen Hoffnung auf Wiedervereinigung.“

Tief erschüttert verlassen wir diese Stätte.

Masuren.

Von * * * (Olg).

Masuren! Klingt das Wort nicht so, als ob hier die Heimat von Wölfen und Bären sei? Liegt das nicht am Ende Europas? — Was für den Westdeutschen „Ostbien“ ist, das ist für den Berliner „Masuren“. Nur so erklärt sich das Entstehen jener Legende, nach der Hindenburg im August 1914 die russische Narew-Armee nach Masuren gelockt habe, um sie dort einfach in die



Ein Nachklang zum Jubiläum.
(Eine Gruppe „Alter Herren“ vor ihrem „angestammten“ Hause)

Bilder zur Ostpreußenfahrt.



Landschaft am Weichseldreieck.
So leer an Verkehr ist die Weichsel geworden.

Sümpfe zu treiben, in denen sie elend umgekommen ist. Welche Strategie ließ sich sonst in „Masuren!!“ schon anwenden!

Deutscher, lerne Dein Vaterland kennen!

Es ist überall schön. Vielfach ahnen wir auch heute noch garnicht, wieviel verborgene Schönheit gerade der Osten unseres Vaterlandes birgt. Wieviel alte, bodentwüchsigte Kultur, wieviel stolze Tradition, wieviel Heimatliebe, wieviel Seele und Gemüt gibt es da im Osten!

Uns erfüllte Entdeckerfreude, als wir die geruhfame Dampferfahrt von Rudczanny machten und am nächsten Tage auf der Fahrt nach Löben. Die masurischen Seen scheinen zu wetzeln um den Preis der Schönheit, so reizvoll liegen sie eingebettet in das waldbedeckte Hügeland. Bald werden sie von nahe herantretenden Höhen eingeengt, so daß nur eine schmale Durchfahrt bleibt, bald breiten sie sich zu breiter Geruhfameit. Bald leuchtet das Wasser lichtgrün und durchsichtig hell, bald dunkelblau oder tiefschwarz. Aber menschenleer ist auch hier das Land. Selten, ganz selten nur grüßt ein Anwesen herüber vom Ufer, selten nur taucht ein begegnendes Schiff oder ein Ruderboot auf. Erblicken wir es aber, so verstärkt solch ein vereinzelttes Zeichen menschlichen Daseins nur noch den Eindruck der Einsamkeit.

Die ganz besonders naturverbundenen Seelen unter uns sind in stille Andacht versunken. —

Die Vogelkundigen entdecken allerlei, was ihr Herz erfreut: seltene Mövenarten, die schnelle Seeschwalbe, einen schwarzen Milan, den starken Seeadler.

Da und dort wird der Wunsch laut: Hier müßte man einmal seine Ferien verbringen. — Dabei sei bemerkt, daß die Kurhäuser in Rudczanny am Niedersee und in Wiesba oder Nikolaiken am Beldahnsee sicher auch „anspruchsvollen Gästen“ genügen würden.

Wir verlebten in der entzückend gelegenen Jugendherberge in Nikolaiken am Beldahnsee einen erholsamen Nachmittag. Maränen und Walderdbeeren, Schwimmen und „Rak“-Musik, Waldwanderung und Wildbelaufchen, Schützengrabenreste und Brückenforts und — last not least — Geschichten um den Stinthengst: das war Nikolaiken, das „masurische Venedig“.

Ein paar Bemerkungen aus Gesprächen mit freundlichen Masuren seien hier angefügt:

„Wie ist eigentlich Ihre wirtschaftliche Lage?“

„O, wir können nicht klagen. Der See gibt uns Fische. Die meisten von uns haben etwas Land, auf dem wir ernten, was wir gebrauchen. Holzfällerei und -flößerei gibt Gelegenheit zum Verdienst für den Arbeiter, twengleich gerade jetzt die Holzwirtschaft sehr darniederliegt.“ —

„Sie sprechen hier z. T. noch Ihre masurische Sprache. Bedauern Sie nicht, daß diese, wie wir gehört haben, bald ganz verschwunden sein wird?“

„Nein! ganz und gar nicht! und dabei funkelten dem guten Masuren die Augen. Er hieß sicher Lalla oder Balla oder Wonka. Sein gutmütiger ostpreußischer Tonfall war sehr energisch als er fortfuhr: „Das Masurische muß verschwinden! Wir alle sind Deutsche. Da wollen wir auch deutsch reden.“

Sonst könnte noch einer auf den Gedanken kommen, wir seien nicht Deutsche. Das Masurische soll und wird verschwinden, je eher desto besser!“ —

Da trägt der Abendwind wie zur Bekräftigung des Gesagten zackigen Marschgesang herüber:

Siehst Du im Osten das Morgenrot,
ein Zeichen zur Freiheit, zur Sonne?
Wir halten zusammen, ob lebend, ob tot,
mag kommen, was immer da wolle!
Warum noch zweifeln, hört auf mit dem Hadern!
Noch fließt uns deutsches Blut in den Adern.

∴ Volk, ans Gewehr! ∴

Masurische S.A. marschiert durch die Straßen.

Wir wandern von Rossitten nach Nidden.

Von * * * (Olgb).

Die mollige Decke der Bauersleute, auf deren Heuboden wir die Nacht zugebracht hatten, war entschieden Schuld daran, daß am nächsten Morgen keiner von uns beiden recht Lust hatte, aufzustehen. Wir waren so tief darunter getrocknet, daß wir von dem taufeuchten, eifigen Morgentwind, der uns eigentlich hatte wecken sollen, kaum etwas merkten.

Es weckte uns hingegen eine Kage, die es ohne Zweifel sehr gut mit mir meinte und sehr erschraf, als ich ihr zunächst über dergleichen Zudringlichkeiten laut meine Meinung sagte. Dann überlegte ich, es sei doch besser, die ganze Sache als bösen Traum anzusehen und sich aufs andere Ohr zu legen. Anders dachte Eite, der mit einem Mal über den Krach schimpfte und dann schlaftrunken die Bodenlute auftrieb, daß das hellgraue Morgenslicht hereinkam.

Und überhaupt, sagte er, kein Auge habe ich zugetan, so hast Du geschnarcht, Herrgott — er sah nach der Uhr — zwanzig vor vier. Nu aber dalli, aufstehn!

Ich war noch immer nicht ganz wach.

Nicht erst essen? fragte ich.

Neh was, erst mal los! Sonnenaufgang wollen wir auf der Düne sein.

Rossitten schlief, auch die niedrigen, roten, ziegelgedeckten Dachsteinhäuschen und die jauberen, blumenbollen Gärtchen. Nur der Morgentau und der Regen der vergangenen Nacht tropften von Blatt zu Blatt, von Blume zu Blume. Sonst war es still, atemlos still.

Wir wanderten . . . Vor uns lag die Düne, ein großes, morgengraues Schweigen. Und der Wind pfeift und tobt. Da hört man die Einsamkeit nur noch mehr. Der Himmel hängt voll von schweren Wolken, die der Wind treibt; schmutzig und farblos. Aber wartet nur! Lange wird das nicht mehr mit Euch dauern! Und die Sonne wird Euch vertreiben.

Wir gehen über die Vogelwiese. Auch die Vögel sind still — nur ab und zu fliegt mal einer schnell und eilig über uns hinweg. Sie warten wohl noch auf den Sonnenaufgang. Und ich hatte auch Sehnsucht nach der Sonne. Das war so ein Gefühl, von dem man nie weiß, kommt's von der Aufregung oder vom leeren Magen, — so etwas Ähnliches, wie ein großes Reisesieber. Wie ein Ueberhungerter bin ich dann, gierig, alles, was ich sehen, hören, fühlen kann, in mich aufzunehmen. Wie ein Rausch ist das, und man könnte denken, ich wäre übergeschnappt. Dann singe ich nämlich, — obwohl ich gar nicht singen kann, und ich dichte. Und später habe ich nichts, als die schöne Erinnerung.

Sag mal, Wilhelm, sagte Eite, hast Du solche Zustände häufiger? Leider nicht!

Da mußte Eite das erste Mal über mich den Kopf schütteln.

Jetzt sind wir auf der Düne. Der Dünenrand ist feucht und hart, — nur oben darauf eine dünne Flugsandschicht. Es geht sich herrlich.

Unendlich hoch, wie die Eisriesen im Himalaja, liegt das Sandmassiv vor uns im Morgengraue, ohne Baum, ohne Strauch, ohne Grashalm. Ja, das könnte gut Tausende von Metern so in die Höhe gehen, aber es sind nur sechzig. Je höher wir steigen, desto stärker pfeift der Wind sein ödes Lied. Während kommt er von der offenen See über den Wald und peitscht Sandmassen ins Gaff. Er jagt auch die Wolken über uns hinweg; nur noch Fetzen, die oft so niedrig sind, daß man meint, man könnte sie mit der Hand greifen. Durch die Risse sieht man den freien Himmel, und da ist auch der Mond. Der hat aber ausgeschienen, milchigweiß und unansehnlich ist er geworden. Lieber dem Gaff, gerade da, wo man die Küste nicht mehr sieht, ist eine helle Stelle am Himmel mit ein paar Wolken davor; da wird die Sonne aufgehen. So, jetzt sind wir oben, auf der ersten hohen Düne! Unsere Fußstapfen, — schon wieder halb verweht, — zeichnen den Weg, den wir gekommen sind.

Ja, nun wollen wir uns hier mal umsehen. Vor uns, da auf der anderen Seite von der Bucht, liegt Rossitten, — es wacht gerade auf, — hörst Du? . . .

Was?

Ein Hahn kräht, — ganz weit weg, — der Wind hat das mitgebracht.

Ja! — Eben wieder!

Sieh mal, der Wald da. Er wogt vom Wind, richtige Wellen! Und siehst Du ein Ende? — Ja, er schläft. Und hier, auf der Düne, so dicht dabei, wächst kein Halm, grau und leblos ist alles: Wald und Düne, — Schlaf und Tod.

Und dann geschah ein Wunder. Die grauen Wolfenfetzen, auf die wir gar nicht mehr geachtet hatten, waren plötzlich vergoldet! Zuerst nur die Spigen und Ränder und dann bald ganz und gar. Das war die Sonne. Und sie kam wie eine Königin: langsam, nicht etwa, daß sie sich gleich gezeigt hätte; noch hielt sie sich in einem Wolfenschleier versteckt. Und doch strahlte schon alles von ihrem Glanze wieder.

Natürlich machte ihr das Feinde! Der Wind ärgerte sich darüber, das merkte man. Er piff und tobte und holte von allen Seiten dicke Wolken zusammen. Die waren grau und düster und ließen sich nicht bezaubern und vergolden.

Da wurde das Sonnenlicht ganz bleich vor Schreck. Man konnte sehen, daß die Sonne sich mit scharfen silbernen Strahlen zu wehren suchte; sie fielen aufs Wasser, und wo sie hintrafen, da gab es einen silbernen Fleck. Und nun wurde alles silbern und silbergrau; auch das Gaff und auf der Mitte war eine große silberne Straße. Der Wald wurde wieder dunkler und dann war alles wieder tot und grau, wie vor Sonnenaufgang. Von der Sonne merkte man gar nichts mehr! — Und es wäre um sie wahrhaftig geschehen gewesen, wenn nicht der Wind in seiner Wut und tolpatschigen Dummheit seine eigenen Wolken wieder weggepustet hätte, dieser Eitel.

Zuerst waren wieder einige silberne Flecke auf dem grauen Wasser, dann die Straße. Da waren die Wolken besiegt. Je näher sie zur Sonne kamen, desto goldener wurden sie. Der Wind war blind vor Wut. Er heulte stärker, als je zuvor, denn jetzt waren ihm die Wolken ausgegangen.

Und dann kam die Sonne selbst: erst schaute sie durch ein Loch in den goldenen Wolken und dann war sie da. Und der Wind konnte sie nicht wegblasen, zu seinem größten Aerger.

Der Wald war aber ganz plötzlich grün geworden, und alles bekam Leben und Farbe. Hinter dem Wald sah man jetzt das blaue Meer mit weißen Schaumkronen, bis dahin, wo es mit dem strahlenden Himmel zusammensieß. —

Hurrah, schrie ich, Eite, wir haben gutes Wetter! Herrlich ist das! Sieh mal da unten die grüne Bucht und die roten Spielzeugdächer von Rossitten. Und jetzt habe ich wirklich Hunger.

Ja, sagte er, dann wollen wir mal runter in den Windschatten und frühstücken.

Auf Wiedersehen, tote Düne! wir gehen jetzt in den Wald. Da ist es hoffentlich lebendiger. — Ob wir wohl etwas sehen? Einen Elch, oder so was?

Mensch, ich sage Dir, wenn wir son Bieft zu sehen kriegen, dann

Was dann wäre, blieb für immer unausgesprochen. —

Die Landschaft hinter der Düne ist ein Park. Eben war man noch im wehenden Sand und plötzlich geht man auf üppigem grünen Rasen, es ist windstill, und die zarten schlanken Birken bewegen sich kaum. Sie stehen da in kleinen Gruppen, als wollten sie einander was erzählen.

Und dann kommt der Wald, dicht und dunkel.

Elch müssen wir auf die Poststraße kommen! sagte Eise.

Poststraße? — Ach so, ja — schade! Es gibt also doch noch Menschen hier! Ich hatte schon fast gedacht, wir wären allein.

Wie ein lichtscheues Gesindel hatten wir es dann eilig, von der Straße wieder in den Wald zu kommen.

Hör mal, sagte ich. — Hörst Du? — das ist das Meer. Nein, sagte Eise, das ist der Wind in den Baumkronen.

Das auch, — aber was so dumpf bullert, das ist das Meer. Ja, sagte er, jetzt hör' ich es auch. —

Dann waren wir beide ruhig und redeten lange kein Wort mehr. Und man hörte in diesem großen, morgendlichen Wald nichts, als das Knistern der trodenen Zweige unter unseren Füßen und den dumpfen Ton des brandenden Meeres.

Oft war der Wald so dicht, daß wir die Sonne nicht sahen. Aber wenn sie kam, dann spielte sie mit tausend Lichtern auf dem Gras und den grünen Blättern der niedrigen Sträucher, und Taupelken glitzerten auf jedem Zweig.

Sieh mal hier, das Spinnweb. Da haben die Tierchen einen schönen Tod; in Silber, und kühlem Edelstein. Und bevor sie von der Spinne gestrichelt werden, können sie sich noch einmal satt trinken an Farbe und Schönheit. Welcher Mensch darf das?

Auf der linken Seite wurde der Wald nun wieder etwas heller. Ich sah mit Willen nicht hin, denn manchmal schimmerte da weiß, gepflegt und fett die Poststraße durch. Das ärgerte mich.

Diese verfluchte Poststraße! sagte ich.

Statt aller Antwort blieb Eise stehen.

Was ist denn los?

Sieh mal, — da, — links! Eise flüsterte ganz atemlos. Links im Wald. Ein Elch! sagte er.

Und dann sah ich zuerst ein riesenhaftes Bein. — Sollte das dazu gehören? Ja, — da war er. Vier Schritt weit entfernt. Hinter dem Baum, ganz im dunklen Wald, gefärbt wie der Schatten, in dem er stand, — tiefengroß. Sein Kopf mit dem grauen Bart war zu uns gedreht, — er sah uns an; so ein bißchen von oben herab. Sanfte braune Augen hatte er.

Da war es zwei Sekunden lang ganz still im Wald. So still, wie in der Kirche nach dem Vaterunser. Wir waren allein, — und vor uns stand das mächtigste Tier des deutschen Waldes, als wolle es sagen: Seht einmal, das bin ich. Zehntausend Jahr Erdgeschichte, aus der Zeit, da die Gletscher von hier wichen. Und nun werdet einmal ganz klein vor dieser Zeit. — Es war wirklich ein feierlicher Augenblick.

Dann krachte es im Gesträuch, und er war plötzlich verschwunden; wie eine Erscheinung. Keinen Schritt hörte man mehr, keinen Laut. Wir standen und starrten ins Didiicht, wo wir ihn eben noch gesehen hatten. Eise fand sich zuerst wieder.

Der ist weg! sagte er.

3 — Ja! Ich mußte erst noch einmal schlucken. Und jetzt wollen wir zum Meer gehen. Links sieht man durch den Wald die Dünen schon. Sie sind aber nicht öde und tot,

wie die am Haß, sondern mit niedrigem Seegras bewachsen, hellgrün, dunkelgrün und gelber Sand. Darüber glänzt blauer Himmel mit weißen Wolken. Schön!

Der Wind pfeift ganz gehörig durch die Baumkronen am Waldrand, das wird immer stärker, je näher wir zum Meere kommen. Aus Nordwest kommt er über die freie Ostsee. Herrlich frisch ist die Luft, rein und würzig. Noch sind wir im Schutz der Dünen, aber dahinter am Strand, da wird er uns ordentlich durchpusten.

Wir stehen auf der Düne. Ja, der Wind ist wütend. Er treibt und zerrt. Die Brandungswellen peitscht und gischt er auf uns zu; und das Meer kann uns doch nichts anhaben. Zwar bäumen sich die Wellen gegen uns auf, noch weiß schäumend und wild. Aber wenn sie fast ihr Ziel erreicht haben, dann verlieren sie den Mut und werden klein und fliegen gelb und undurchsichtig wieder zurück in die See. Ach, da hinten ist es viel schöner, das Meer. Hinter der Brandung wird es auf einmal ganz ruhig und so blau, wie der Himmel, nur dunkler. Und nur ab und zu flimmert eine kleine Schaumkrone, — hier und da, wie ein weißer Vogel. Herrlich, wie klar das ist. Man sieht ganz deutlich, daß am Horizont auch noch Wellen sind; die Dampfer werden tüchtig schaukeln, da draußen. Rechts kann man ganz weit den Strand und die Nehrungsküste verfolgen, Sand, niedrige Düne, Wald und Meer. Links macht die Küste einen Bogen. Merkwürdig, da geht der Wald fast bis ans Meer, kaum Dünen und gar kein Strand. Und auf all dem gleißt die Sonne. Es ist etwa acht Uhr, noch brennt sie nicht. Aber sie gibt jedem Baum, jedem Zweig, jedem Grasshälmchen zwei Gesichter: ein sonniges und ein schattiges. Und das schafft so viel Gegensatz und Widerspiel, daß alles um uns zu leben scheint, die ganze Natur, so weit wir sehen. Auch das leblose Holz da hinten auf dem Sand, das der letzte Frühlingsturm angeschwemmt hat, und die am Strand verstreuten Steine. —

Sieh mal da, sagte Eise, das sind Wildgänse. Sie ziehen schon nach Süden. Bis zum Nil.

So weit?

Ja! Eise sah ihnen nach; sie zogen in einem weiten Keil über die See, die Hälse weit vorgestreckt.

Was ist das für ein metallischer Laut?

Sie rufen einander zu! —

Dieser Wind macht, daß ich unbedingt singen muß. Der Wind, das Meer, das Sonnenlicht und die Farben und mein Gesang, das alles gibt eine herrliche Symphonie. Das ist wieder einer der Punkte, wo Eises und mein Kunstgeschmack auseinandertreffen.

Du verträgst den Seekwind nicht, sagt er nachdrücklich. Wir wollen jetzt mal langsam sehen, daß wir nach Pilsboppen kommen! los!

Es war ganz herrlich, dies Bild, von dem ich mich trennen mußte, aber trotzdem wurde mir der Abschied nicht schwer.

Ja, Eise! schrie ich. Ich komme.

Und dies Meer ist immer neben uns! Herrlich! Immer wenn ich will, kann ich es sehen, das blaue Meer und den weißen Gischt und die silbernen Vögel. Und den Meerwind kann ich auch trinken und

Du bist verrückt, sagte Eise.

Nein! — Ich bin glücklich!

Wir waren wieder im Wald.

Man merkt doch, daß es wärmer wird, sagte ich. Und der Wald duftet. Der Tau verdunstete von der Sonne, und man riecht die Kräuter und Pilze. Die Erde atmet. Das alles macht die Sonne.

Wir müssen unbedingt noch was sehen, sagte Eise. Der Elch war doch fabelhaft, so nah! Mir blieb vielleicht die Spucke weg! Ein Schwein haben wir!

Du! — Ich faßte Eise am Armel — Ist das da hinten nicht was? — Ganz aufgeregt war ich. — Bestimmt ist das ein Elch.

Da hinten? Eite sprach ganz laut, das ärgerte mich, denn ich hatte geflüstert. Wo? — Ach, — das da? Ne, Wilhelm! Das ist ein Schatten.

Ich glaubte ihm zuerst nicht. Teils aus Aerger, teils, weil ich ihm wirklich nicht glaubte. Und es tat mir in innerster Seele weh, als sich dann nach einigen Schritten in der Tat mein Glanz in Schatten auflöste. In solchen Fällen merkt man eben doch, wer Jäger ist.

Und dann geschah etwas ganz Seltsames: mit einem Mal gingen wir auf der Poststraße, und keiner von uns beiden sagte ein Wort gegen sie, obwohl sie weiß und zivilisiert war.

Merkt Du Deine Füße auch? fragte Eite dann auf einmal.

Ja, sagte ich, — die Poststraße ist doch auch ganz hübsch.

Das da hinten wird Pilskoppen sein, der Siebel da, aus dem Wald! —

Ein großes, geräumiges kurisches Bauernhaus war es. Ein junger Mann ging gerade vorbei, mit zwei Wassereimern an einer Trage über dem Rücken: der erste Mensch wieder. Satwohl! Deutsche Grenzstelle!

Bum Herrn Bollenehmer hier die Stiege. Hier, bitte schön!

Und, — wo können wir etwas Wasser trinken?

Hinter dem Haus, auf dem Hof ist eine Pumpe.

Ich habe nämlich Hunger.

Ich auch. Dann wollten wir gleich mal ordentlich frühstücken. Aber erst wollten wir uns hier verzocken lassen.

Wir gingen gehorsam die Holzstiege hinauf und kamen in einen halbdunklen Raum, wo es nach allem möglichen roch: wie in einer Allerleiwarenhandlung. Nach Butter und Geräuchertem und Käse. Das war sehr merkwürdig, denn es war nichts zu sehen, was diese eigenartige Luft hätte verursachen können. Später habe ich dann gehört, daß das in allen kurischen Bauernhäusern so riechen soll!

Guten Tag, sagte ich, wir wollen über die Grenze; wir wollen nämlich nach Nidden.

Jaja, kam eine Stimme aus dem Halbdunkel von einem Schreibtisch, der halb am Fenster stand. Jaja, Herrche! Man nich se eelich! — Wo haben se dann Ihre Pässe? Ach! Danke schein, — Jaja, aus Berlin kommen se? Härrjeh, soo tweit! No, — wie jeits dann in Berlin, he? Vierundneinzig bin ich da jetweisenn, jaja. Können se de Friedrichstraße? Da habe ich gewaount, bei Friesede, jaja. Friedrichstraße fünfundzwanzig.

So babbelte er gemütlich vor sich hin, ohne auch nur einmal unsere Antwort abzuwarten. In jeden Paß triebste er seinen Namen und drückte mit großer Sorgfalt einen Stempel auf das Geschriebene, den er vorher mehrfach liebevoll angehaucht und auf's Stempelfeissen gedrückt hatte. Beides wurde feierlich abgebläht. Dann überreichte er uns die Pässe mit der einen Hand. Mit der anderen schob er seine Brille in die Stirn. Er sah uns an.

Na dann kriessen se Darlin mal schein, wann se wieder hinkammen, sagte er.

Ja, das wollten wir tun. Und, — können wir von Ihnen wohl etwas Milch kaufen?

Da frajen se mal meiner Frau nach. Um das Haus herum is se, in die Küche.

Schön! Also — auf Wiedersehen.

Und kriessen se auch Frau Friesede, falls se ihr seihen sollten!

Tun wir!

Der Olle war ja eine ulfige Nudel! sagte Eite nachher, als wir mit angenehmem gefülltem Magen weiter gingen. Ja! — Und nach so einer Rast wie dort, merkt man erst, daß man doch schon ein tüchtiges Stück gelaufen ist. Ich bin nicht dafür, daß wir hier noch große Umwege machen!

Nichtig! Ich finde, die Straße ist hier jetzt viel schöner als dahinten. Es ist auch gar nicht mehr so viel Wald da, der lockt. Sieh mal da links zum Beispiel. Das ist doch alles Moor, — da versinkt man ja drin. Da kann man ja überhaupt gar nicht her! Und die Birken hier rechts und links sind doch schon allein der Mühe wert, daß man auf ihr

geht. Und außerdem ist sie ja mit Gras bewachsen, wie mit grünem Teppich ausgelegt, und nicht weiß und geschottert, wie die bis Pilskoppen. Ich finde, es ist eine sehr schöne Straße. Rechts sind wieder Wanderdünen. Hoch, und ganz weiß jetzt im Sonnenlicht. Ohne Strauch und Kraut, ohne Leben, tot. — Findest Du nicht auch, die Sonne läßt die Birken aussehen wie zarte Mädchen, schlank und biegsam?

Das macht bei Dir wohl die Sonne. Aber so heiß ist es doch eigentlich noch nicht! Sag mal — war das da nicht eben ein Schuß?

Nanu? — Was denn; da hinten? Ach so . . .

Eben wieder! Bestimmt!

Sieh da nicht einer über den Weg? Du, jetzt wird's interessant. Also: vorgehen in Richtung geradeaus, vier Schritt Abstand, Schützenreihe . . . Ach schade! — Ich sehe es jetzt. Das sind die litauischen Grenzbeamten, und sie schießen auf eine arme wehrlose Flasche. Vorbei — vorbei — vorbei —

Nach der Paßkontrolle waren wir nun in „Litauen“.

Es ist bestimmt nicht mehr sehr weit. Das da rechts vorn wird die große Wanderdüne von Nidden sein, die höchste von der ganzen Nehrung Geradeaus ist ein Leuchtturm. Wenn der bei Nidden liegt, sind wir beinahe da. Dann geh' ich bestimmt erst mal runter zum Strand und bade!

Quatsch, sagt Eite, ich leg' mich aufs Bett und schlaf mich aus. Ich bin hundemüde, 25 Kilometer sind schon was.

Eite, es war doch wunderschön: alles, was wir gesehen haben. Ich bin satt davon. Und ich habe Hunger. — Aber, Wilhelm, wie der da stand, der Glanz; das werd' ich nicht vergessen!

Und den Sonnenaufgang und den Wald und das Meer, nein, das werden wir nicht.

Wir kamen jetzt in Kiefernwald. Der Weg wurde tief und sandig.

„Rauchen verboten“ stand da ein Schild.

Das war hier auch mal Wanderdüne, sagte ich, die Niddener haben sie festgelegt. Der Weg ist schrecklich, — und jetzt geht er noch bergauf.

Gleich sind wir oben, sagte Eite, dann haben wir's geschafft. Es ist doch hübsch heiß geworden!

Und dann sahen wir Nidden zu unseren Füßen liegen. Zuerst entdeckten wir zwischen den Bäumen nur wenige kleine rote Dächer. Und es wurden immer mehr. Die ganze Bucht war voll. Sie war nicht so üppig grün, wie die von Rossitten in der Morgen Sonne; denn der Mittag flimmerte hier. Und die Kiefern, die Nidden umrahmen, sind dunkler und herber als das Laub und die Wiesen heute morgen.

Auf dem Haffwasser da draußen schwimmen dunkle Fischerboote, langsam, mit gelähten grauen Segeln.

Zur Jugendherberge hinunter waren es nur noch ein paar Schritt. Es war ein schönes großes Haus. Auf der Diele wurden wir von einem Klassenkameraden begrüßt.

Na, viel erlebt? fragte er ironisch.

Ja! sagten wir aus einem Munde, es war herrlich!

Abstecher ins alte Rußland.

Von Dieter Sinz OIgb (Staufen).

Unsere Klassenfahrt hatte uns bis nach Memel hinaufgeführt, fast bis zur äußersten Nordostecke Deutschlands. Wenn wir auch in Memel die litauischen Soldaten, Polizisten und Zollbeamten sahen, so hatten wir doch immer das Gefühl, auf deutschem Boden zu stehen. Aus diesem Gefühl heraus wollten wir

einmal zur richtigen, alten Grenze und noch etwas darüber hinaus, nämlich dahin, wo früher Rußland anfing, 20 km östlich von Memel. Wir mieteten also ein Auto und fuhren in das erst nach dem Kriege litauisch gewordene Städtchen Garzdai, das schon 10 km im alten Rußland gelegen ist.

Zunächst ging die Fahrt über die ehemalige deutsche Grenzstation Laugallen. Kurz hinter Laugallen endet auch heute wie damals eine Kleinbahn ein paar Meter vor der Vorkriegsgrenze. Auch das Pflaster der Straße wechselt. Hier Deutschland — da Rußland. — — Früher. — — Eigenartige Gedanken können einem durch den Kopf gehen an der Grenze des alten Zarenreiches.

Weiter rollt der Wagen, jetzt schon jenseits der ehemaligen Grenze. Wie mit einem Schlage ist das Bild der Dörfer verändert. Neben der Straße sehen wir noch einige überwucherte Mauerreste. Auf Fragen erklärte uns unser Fahrer, das seien Gehöfte gewesen, die die Russen bei ihrem Rückzug im Weltkrieg verbrannt hätten. Dann bekamen wir weiter von ihm zu wissen, daß unser Reiseziel, Garzdai, zur Hälfte von Juden bewohnt sei. Das wurde uns bald aufs deutlichste bestätigt. Auf einer breiten, erbärmlich schlechten Straße rumpelten wir nach Garzdai hinein. Zu beiden Seiten von uns standen kleine, graue Häuser. Ihre Lehmwände waren mit Brettern verschalt, so wie man eine Kiste zusammennagelt; nur war oben noch ein Strohdach darübergestülpt. Welch' himmelweiter Unterschied zwischen den Häusern in Laugallen und diesen hier! Beide Orte sind aber nur 10 km von einander entfernt. Obwohl es doch dieselbe Erde ist, hüben und drüben, haben die Menschen jeweils etwas so anderes daraus gemacht, als seien hier zwei verschiedene Länder zufällig aneinandergesetzt worden.

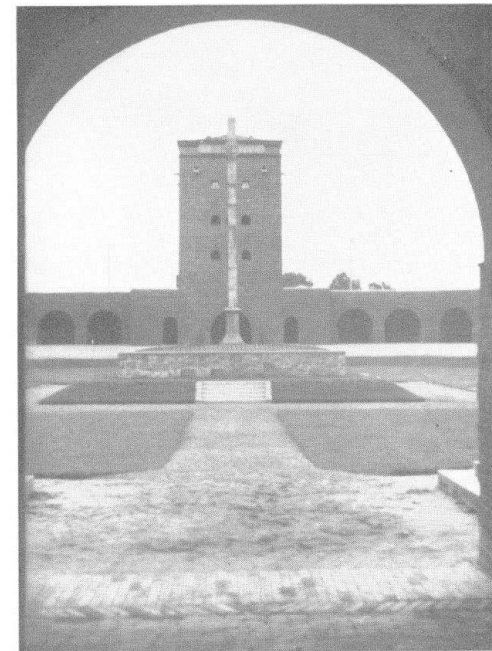
Das sollte nun eine „Stadt“ sein! Elektrizität war anscheinend für Garzdai noch nicht erfunden. Nur selten gab es Steinhäuser, und das waren dann jüdische Kramläden. Ein Aushängeschild eines solchen Ladens bereitete mir lange Kopfzerbrechen. Schließlich fand ich heraus, daß es sich hier wohl um ein Tuchgeschäft handeln mußte. Denn, wie ich erriet, sollten die Farbflecke auf dem Schild Tuchballen darstellen. Ich glaubte mich wirklich in ein Zeitalter versetzt, dem beim Zeichnen die Perspektive noch völlig fremd war.

Doch plötzlich wurden wir, wir hatten alle ähnliche Beobachtungen gemacht, aus unseren Betrachtungen gerissen. Ein seltsamer Zug bewegte sich auf der Straße daher. Die jüdische Gemeinde begrub ihren Rabbiner. Die Menge führte ein langbärtiger Geistlicher, ein Gesangbuch in der Hand haltend und damit den Chor der ihm folgenden Knaben taktierend. Der führende Rabbiner sang mit stark schwingendem Tenor, aber in keiner bestimmten Tonart. Das einzige, was sein Gesang mit dem der Knaben gemeinsam hatte, war der Rhythmus, der wiederum richtete sich nach dem Schreiten der Prozession. Sonst bestimmte jeder nach eigener Eingebung und Tonart und Tonhöhe. Mühsam buchstabierten die A-B-C-Schützen aus den hebräischen Gesangbüchern. Sie nahmen genau so große und gewichtig feierliche Schritte wie die langbärtigen, alten Juden, die hinter ihnen den rohen Holzarg auf einer



Foto: Einz

Einsamer Vorposten des Deutschtums
in Garzdai (Litauen).



Tannenbergsdenkmal.
(Innenraum vom Eingang gesehen.)

Bahre aus Stangen trugen. Hinter dem Sarge schleppten sich die Klageweiber, gestützt auf andere Frauen. Sie rangen die Hände und schrieten in schrillum Distant, den Gesang der anderen durchgellend.

Das Ganze zusammen war ein schauerliches Chaos menschlicher Stimmen aller Klangfarben, bald an- bald abschwellend. Unvorstellbar für jemanden, der das nicht selbst miterlebt hat. Wir wurden alle mächtig gepackt davon. Wir fühlten es: das war eine andere Welt! — Osten. — Orient. —

Als wir nach diesem Erlebnis leidlich wieder zu uns selbst gefunden hatten, trieb uns unsere Wißbegierde weiter im „Städtchen“ herum. Wir waren gerade vorbei an grauen, ungestrichenen Hütten mit ihren Ziehbrunnen und zerlumpten, spielenden Kindern an einen der Dorfausgänge gekommen, als uns jemand zu unserem großen Erstaunen deutsch grüßte und ansprach. Es war ein kleiner, einfacher Mann mit guten, blauen Augen. Er mochte fünfzig Jahre alt sein. Als er hörte, wir seien eine Schulkasse aus Berlin und wollten das geraubte Memelland besuchen, da strahlte er und begann zu erzählen. Er war einst deutscher Staatsangehöriger, von Beruf Zimmermann. Im Frieden hatte er in Deutschland gedient, aber hier in Rußland getwohnt und war dann für Deutschland in den großen Krieg gezogen. Er zeigte uns auf unser Bitten hin gern sein selbsterbautes Haus, von dem er, da er Wittwer war, nur noch eine Stube bewohnte. In diesem einen Raum standen auch seine Hobelbank und seine Werkzeuge. Ueber dem sauberen Bett hing in einem gläsernen Kasten das Eisene Kreuz mit der Verleihungsurkunde. Nachdem er uns auch noch mit Stolz zu seinen vielen Bienenstöcken geführt hatte, von denen sich einer in einem ausgedienten, blauen Emailleimer ohne Boden befand, fotografierten wir ihn zum Dank. Verlegen strich sich unser Landsmann die Kleider zurecht, bemängelte seinen durchlöcherten Hut und meinte, er sei nicht schön genug angezogen. Schließlich brachte er sich aber doch vor seinem Besitztum in Stellung und ließ alles gefaßt über sich ergehen. Neugierig schauten ein paar litauische Bauern über den Zaun dem merkwürdigen Unternehmen zu. Wir versprachen unseren Freund, ihm ein Bild zu schicken. Das Versprechen haben wir auch gehalten.

Wir erzählten ihm zum Abschied vom 30. Januar, vom 21. März und 1. Mai im neuen Deutschland. Da sagte er in ungeübt geivordenem Deutsch mit leuchtenden Augen: „Ja, ich gehöre ja auch zu denen, die da gerne singen: „Deutschland, Deutschland über alles“!“



Schulchronik



24. VI.—4. VII. Ostpreußenfahrt der OIrg unter Leitung von Herrn Studentrat Dr. Breuer. Der Weg ging über Danzig, Marienburg, Stuhm (Weichseldreieck), Tannenberg, Masuren, Königsberg, Rossitten.

3. VIII.—13. VIII. Ostpreußenfahrt der O I g b unter Leitung von Herrn Studienrat Dr. Wachsmuth. Der Weg ging über Danzig, Marienburg, Tannenberg, Königsberg, Ridden und Memel.

19. VIII.—23. VIII. Die O I g a macht mit ihrem Klassenleiter, Herrn Studienrat Schmidt, eine Radtour durch die Altmark und die Lüneburger Heide.

23. IX.—2. X. Ostpreußenfahrt der U I r g unter Leitung von Herrn Studienrat Dr. Richter. Die Klasse wählte den Weg der O I r g.

Herbstferien vom 28. IX.—10. X. Rückkehr Montag, den 9. Oktober.



Die alten Kameraden



Peter Bouffet (Babenberg 1912—15) gibt seine Verlobung mit Fräulein Hildegard Bollert bekannt.

Herbert Bennede (Burgund 1911—18) und Gemahlin teilen mit, daß ihnen ihr fünftes Kind geboren ist. (Lobnitz b. Neugattersleben.)

Hans Dietrich von Urnswaldt (Oranien 1915—23) hat sich mit Fräulein Elisabeth Rohde verlobt.

Helmut Buettner (Zähringen 1917—22) und Frau Hanna, geb. Strohmeier, teilen die Geburt einer Tochter mit. (Kosztowo, P. Wyrzhef.)

Ernst-Hermann von Behme (Burgund 1913—18) hat sich mit Fräulein Margret von Pape verlobt. (Rauschendorf.)

Joachim Conze (Wittelsbach 1913—20) hat sich mit Fräulein Gerda Braune verlobt. (Domäne Fürstenau, Kr. Breslau.)

Hans Otto Meißner (Wettin 1925—29) hat im Sommer die erste juristische Staatsprüfung bestanden.

Hermann Freiherr von Bülow (Burgund 1917—18), jetzt in Rio de Janeiro c./o. Banco Allemao Transatlantico, erbittet Anschriften von Alt-Dahlemern in Brasilien.

So weit der Jahresbeitrag für die Dahlemer Blätter noch nicht gezahlt ist, bitten wir, seine Uebertreibung nachholen zu wollen auf Postscheckkonto

Berlin 35 221 Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).



Als Handschrift gedruckt.
Postscheckkonto: Berlin NW 7, 352 21, Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Wihnachten bi uns tau Hus.

Von Wolf-Dieter Drebs (Staufen).

Nu will ick jouch mol aes¹ batellen, wie wi bi uns Wihnachten fiern, un dat wie all längstens so ne Art von Winterhilp hat hem. So nu paßt mol aes up:

Wenn all uns Tantens un Unfels bi Disch saeten, mit min Vader un Mudder so ganz gemütlich tausommen wirn², denn laeten³ wi uns den Wihnachtskarpfen⁴ gaud⁵ schmecken. Doch se brukten gornich lang tau täuben⁶, denn up en mol güng in de Köf en Larm los, faum uttauholen⁷.

Dunn⁸ wir ick noch n' ganzen lütten Knirps von fief Johr, un as ick dat Marache⁹ in de Köf hürte, do führ mi awer¹⁰ de Schreck in de Knochen, un ick linste¹¹ so'n baeten tau min Sivesterlein röwer, — — doch nich bloß ick ha Angst, man en Trost. So ganz gemächlich rutschte se von ihrn Schtohl runner un slich sich no't Köf, — ick natürlich achteran!¹² Denn wat min lütt Sivesterlein kün, dat kann ick of.

So'n ganz baeten grugelig¹³ wir mi ünmer noch tau moht. Denn wenn am Heilich-Obend Larm in de Köf wir, denn können dat bloß de Rucklassens sint, denn bloß de können so'n Larm moken. Un richtig — — mirn¹⁴ in de Köf danzten — — ne, ne wu'ft bloß möglich — — danzten min Gründ Kurti un noch en anner Dirn u't Dörp. Kinnings, jou können jouch överhaupt kenen Begriff moken wuaus¹⁵ se sich antreckt¹⁶ han. Do müßt doch jeden va-

Erklärungen: 1) einmal, 2) waren, 3) ließen, 4) Weihnachtsskarpfen, 5) gut, 6) warten, 7) auszuhalten, 8) damals, 9) Rumoren, 10) aber, 11) blinzelte, 12) hinterher, 13) ängstlich, 14) Mitten, 15) wie, 16) angezogen.

nünftigen Minschen grugelich twarn. Gesicht und Hänn han sei sich ganz swart moßt, bloß dat Witte in de Dgens un de Laen¹⁷ wirn tau sein. Is so'n richtigen Düvel sei hei ut. Denn ha sich Kurti noch so'n langen swarten Rock övertreckt un denn noch de gaelen Schtulpenstäwels von' Rutscher utleicht. De Rökkeschlappen de flögen bloß so in' Wind, enen Krüsel¹⁸ no den annern dreichte hei mit Fieken; de em of mit ihr Koschtüm nich nostohn twullt. Denn griesen Glaprock von ihr Mudder ha sei sich antreckt un denn so'n ganzen smucken Haut mit vaelen Blümings¹⁹ do up.

So dreichten²⁰ de beiden sich ümmer aehmen²¹ weg, baet up emmol — Kurti sinen Haut balöhr, un im sülvigen²² Moment paerten²³ sei all up denn schönen Zilinderhaut, de nu groh²⁴ san ut sei, as de Treckfiedel²⁵, de uns Schäper ganz prächtiglich tau'm Danz upschpälte.

Nu in de anner Dör irst do drängelken sich all de annern Jungens un Dirns mit ganz rohrigen²⁶ Näsens un Backens, denn buten²⁷ wir dat jo of bannig kolt.

Troz de Küll²⁸ wirn se up denn Hoff kamen üm Nöt un Pämpernöt, Schinken un Wust, Appels un Blumens von min Mudding för de Armeren u't Dörp sich schenken tau laten.

As nu min Mudder mit dat Aeten fahrig wir, käm se in de Köf, üm sich no denn Larm tau erkunnigen. Un as se up aes de Ruklassens givohr wir, güng sei tau Mamsell un tusehelte mit ihr en baeten.

Nohstens²⁹ packte Mamselling de Säck un Büttels baet oben hen full.

Un dornoh treckten sei biglück no Hus, un seggt mol aes, is dat nich 'n schönen Ort.

Die Pfeffertuchenpredigt und anderes.

Von Hans-Hubert Lehr (Burgund).

Mit dem ersten Adventsonntag erscheint in unserem Dorfe der St. Nikolaus. Er geht im Dorfe von Haus zu Haus und sammelt Pfeffertuchen für den Weihnachtsmann. Je nach dem Wetter kommt er zu Fuß, oder ein alter Esel zieht ihn auf einem Wagen oder Schlitten. Die Kinder laufen zu ihm heran, wenn er im Dorfe sichtbar wird. Sie bringen die Äpfel, Nüsse und Pfeffertuchen, die die Mutter für den Nikolaus bereitgestellt hat. Alle Gaben verschwinden in einem großen Sack. Ist der Nikolaus fertig mit dem Einsammeln, bringt er den Sack in die Kirche, wo er unter dem Altar aufbewahrt wird. So macht er es Sonntag für Sonntag.

Am Heiligabend ist um 4 Uhr Gottesdienst. Die Predigt in dieser Feier heißt die Pfeffertuchenpredigt. Bei dem letzten Wort der Predigt erscheint

17) Lehne, 18) Dreher, 19) Blumen, 20) drehten, 21) eben, 22) selben, 23) traten, 24) gerade, 25) Ziehharmonika, 26) roten, 27) draußen, 28) Kälte, 29) nächstens, bald darauf.

der Weihnachtsmann höchstselbst in der Kirche, um die Pfeffertuchen abzuholen, die der Nikolaus für ihn in den letzten vier Wochen gesammelt hat.

Festen Schrittes geht der Weihnachtsmann zum Altar. Alles an ihm ist Würde und Bedeutung. Er zieht den Pfeffertuchensack unter der Altardecke hervor und sagt mit feierlicher Stimme zu Groß und Klein: „Meine Kinder, ihr seid fleißig gewesen. Ich will's euch mit doppelter Freude lohnen.“ Dann erteilt er für den Pfarrer der Gemeinde den Segen. Wenn er die Altarstufen herabgestiegen ist, legt ihm der Pfarrer den Sack wie eine Bürde des Himmels auf den Rücken. Freundlich nickend, schreitet er durch die Gemeinde dem Ausgang der Kirche zu, wo er verschwindet, denn niemand darf ihm unmittelbar auf dem Fuße folgen.

Die Verteilung der Gaben aus dem großen Sack nehmen am Abend drei andere Gestalten vor: Der Schimmelreiter, der Bär und sein Führer. Sie ziehen zunächst als erschreckende Wesen im Dorfe herum und treiben allerhand Scherz und Schabernack. Zum Schluß aber ziehen sie von Tür zu Tür, wo überall möglichst lange Strümpfe herausgehängt sind. Diese füllen sie mit ihren Schätzen.

Weihnachtsbräuche in Amerika.

Von Alexander Kliefoth (Oranien).

Wenn man es sonst nicht wüßte, so kann man es an den Weihnachtsbräuchen feststellen, aus welchen Ländern die heutigen Amerikaner oder ihre Vorfahren einst hergekommen sind. Ich selbst habe in meiner Kindheit in einem Gebiete gelebt, wo sich viele Einwanderer aus Deutschland, Schweden und Norwegen angesiedelt haben. Die Deutschen erkennt man natürlich am Weihnachtsbaum, die Schweden am Zulkloß.

Die letzteren, wenn sie sogenannte „Hinterwäldler“ (backwoods men) sind, gehen am Heiligabend in den Wald und fällen eine stämmige Eiche. Der Stamm wird unter viel Scherz und Fröhlichkeit ins Dorf gefahren und hier zerstückelt. Jede Familie holt sich einen Klotz davon. In der Nacht wird er im Kamin verbrannt. Alles sitzt um den brennenden Scheit herum, und man singt Weihnachtslieder. Für den Weihnachtstag hat die Frau des Hauses einen Ziegenbock aus Stroh gebunden. Um diesen Bock herum werden dann die Geschenke gelegt.

Die Norweger begehen das Fest auf ähnliche Weise. Bei ihnen herrscht außerdem noch eine weitere Sitte. Man geht in den Wald mit einer langen Peitsche und knallt dort nach Herzenslust. Das soll die bösen Geister vertreiben.

Die Indianer begingen früher um die Weihnachtszeit ihr Winterfest. Jetzt haben sie es genau auf den 25. Dezember gelegt. Der Häuptling und die Krieger des Stammes schmücken sich mit dem festlichen Büffelgewand. Höhe-

punkt des Festes ist der Große Kältetanz. Er stellt dar, wie Herbst und Winter miteinander kämpfen. Der Winter siegt dabei, und alle Blumen und Gräser müssen sterben.

Das Wunder.

Von Bernd Krohn (O II g).

Der junge Sekretär bei Artmann & Co., einem Holz- und Metallwaren-Versandgeschäft aus der Breiten Straße, ging auch am 18. Dezember wie alltäglich zwischen $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ 5 Uhr seinen Heimweg durch das winterliche Berlin. Er ging wie immer etwas eilig und achtete wenig auf das fröhliche, bunte Treiben und rege Leben, das um die Vorweihnachtszeit stets in den größeren Straßen pulste. Menschen mit kältegeröteten Backen und erwartungsfrohen Augen hasteten an Klaus Berger vorbei oder standen bewundernd und wählend vor den Schaufenstern der strahlenden Läden, an deren Scheiben das junge Volk sehnsüchtig, all die Herrlichkeit schauend seine Näslein preßte. Die ganze Atmosphäre war voll von Geberfreudigkeit, von Geschenkbereitschaft, von Nächstenliebe. Das waren Menschen, die hatten irgendwo in der Nähe liebe Freunde, Bekannte, liebe Menschen, denen sie eine Freude vorbereiteten, die doch zuletzt sie selbst am meisten freute. Das alles sah Klaus nun täglich und warf doch kaum je einen flüchtigen Blick auf das irdische Paradies, das sie da vor seinen Augen ausbreiteten und anpriesen. Er spürte wohl die Freude der Menschen, die diese Zeit plötzlich so heiter und freundlich machte, aber über sein Gesicht flog nur von Zeit zu Zeit ein bitterer, schmerzlicher Zug. Diesen bitteren Zug in solch freudiger Zeit hatte die Vereinsamung in den letzten Jahren tiefer und tiefer in das junge Gesicht genagt, vor Zeiten stand auch er in freudiger Erwartung mitten zwischen diesem Treiben und hoffte und erwartete, er, der jetzt fast froh war, wenn ihn die hohen, schmutzig-grauen Häuser der engen, kleineren Straßen aufnahmen, in denen der bunte Lärm verebbte und verstummte wie die frohe Stimme des singenden Kindes beim Anblick eines vergämten, traurigen Menschen. Nicht, daß er im Kampfe um die Existenz so verbittert worden wäre; er hatte eine gute, bescheidene Stellung und hätte bei seinem Einkommen auch besser leben können, als in der grauen, sachlichen und fast zu schlichten Stagenwohnung zwischen den hohen Mietskasernen und engen Höfen. Als Arbeitskraft war er sehr geschätzt, denn er arbeitete mit überlegender, sachlicher Genauigkeit und Ordnung. Aber das war es. Er war zu sehr Verstandesmensch. Dazu hatte er durch den Tod der Eltern zu früh aus dem Kreise der Familie gemußt; Schlimmes hatte er nicht durchmachen müssen, aber er, der schon von Natur gegen seine Mitmenschen verschlossen war, besaß im Umgange mit ihnen viel zu wenig Herzlichkeit, im wahrsten Sinne dieses Wortes. Und das war nicht zu mindest dem Umstande zuzuschreiben, daß er eben viel zu früh dem Familienkreis entzogen ward. Er glaubte, sich in seiner Einsamkeit bei angestrengter geistiger Arbeit wohl zu fühlen, und war doch herzlich unglücklich dabei. Alle Regungen des Herzens schob er auf naive Reste der Kindheit zurück, die überwunden werden mußten. Es war gut, daß bei solcher Anschauung bei ihm wenigstens das moralische Empfinden mit dem sozialen Denken zutiefst verwachsen war. So brachte er auch seinem Volke sein Scherflein, mehr als genug, und wußte wohl, warum und wozu. Aber seinem Herzen glaubte er nichts schuldig zu sein. Von dem weihnachtlichen Treiben in der Stadt wurde er abgestoßen; Geschenke brauchte er kaum für jemand, und die ausgestellten Herrlichkeiten interessierten ihn nicht; auch schien

ihm das neugierige Betrachten allein zur Freude des Herzens kindlich, und eben hierin glaubte er, seinen Mitmenschen voraus zu sein. Und so meinte der kaum Dreiundzwanzigjährige, er sei bereits fertig mit seinen Anschauungen, und er lebte Tag für Tag gleichmäßig im vielbesungenen Grau der Großstadt dahin. Grau war die Straße, grau waren die Häuser, Fabriken und Werkstätten, grau war die ganze Stadt, hier das helle Grau der Sachlichkeit an den viereckig abge schnittenen Häuserblocks, dort das schmutzige Grau des Glends. Grau war das Schmelzwasser des kaum gefallenen Schnees, nur daß zuweilen bei einem Windstoß von einem der besenartigen Bäume am Rande der Straße ein armseliges, schmutzig-weißes Wölkchen aufstie, und grau war tagsüber selbst der Himmel. In den Vororten baute man bereits helle, farbige und freundliche Häuser, eine von den Wohnungen hätte sich auch Klaus leisten können. Aber wozu, dort wohnte es sich ja doch nur teurer, und was die Gesundheit anbetraf, so machte er auch ohnedies allabendlich seinen Spaziergang und tat so auch dem Körper gegenüber seine Pflicht. Und war bei alledem — unglücklich, auch ohne daß er es sich zugestand.

Als er heute, am Nachmittage des 18. Dezember, in die Lauterstraße, in der er wohnte, einbog, stand da an der Ecke unter einer Laterne ein kleiner dicker Dackel, mit den Vorderpfoten im Schmelzwasser des Schnees und blickte mit trüben Augen gleichgültig in den Strom der frohen, hastenden Menschen, hob nur ab und zu die Schnauze und zog sehnsüchtig den warmen Duft ein, der aus dem Kellerfenster einer Bäckerei zu ihm herüber drang. Wie er so da stand und mit der gleichgültig-ernsten Miene das frohe Volk um sich betrachtete, verglich Klaus ihn heimlich mit sich und seinem vergangenen Leben. Sicherlich war das Tier am Morgen dieses Tages auch so froh wie die Menschen gewesen, hatte sich anstecken lassen von der allgemeinen Freude und mit hinein reißen lassen in den Trubel, dasselbe Tier, das jetzt gleichgültig in die frohe Menschenmenge stierte, sicher hatte es heut morgen jedem der hastenden Menschen schwanzwedelnd und erwartungsfroh den Weg verstellt und geglaubt, durch das Streicheln und die lieben Worte befriedigt zu werden; nun stand es da und blickte trübe, nur in ab und zu überlegender Sorge um das tägliche Brot, in das freudige Treiben. Und wie er das blitzschnell überdachte, flog ein leises Lächeln über diesen hinkenden Vergleich über seine Züge, und in dies Lächeln drang plötzlich ein unerwarteter Blick aus zwei dunklen Dackelaugen, ein Blick! — — —

Als er zu Hause die große und ehemals schöne Eichentür aufschloß und eintreten wollte, da drängte sich blitzschnell zwischen seinen Beinen der Dackel hindurch. Er sah ihn erst, als das Licht den Flur erhellte und wunderte sich im Stillen darüber, daß das Tier gerade ihm gefolgt war, als habe es seinen flüchtigen Blick bei der ersten Begegnung durchschaut. Er stieg eilig die Treppen hinauf, wobei der Hund voran lief. Das war ihm angenehm, so konnte er in die Wohnung gelangen, ohne ihn zurückstoßen zu müssen.

Abends verließ er wie stets zum Spaziergang seine kleine Dreizimmerwohnung. Er stieß fast mit den Füßen an ein kleines schlafendes Knäuel an der Schwelle, das sich langsam erhob. Ein solcher Beweis der fast aufdringlichen Hingabe stimmte ihn plötzlich weich und veranlaßte ihn, das Tier mit in die Stube zu nehmen, das sich da hungrig und frierend auf seine Schwelle gelegt hatte. Und er fühlte sich trotz der dunklen Pfoten Spuren auf dem blankgeschauerten Fußboden recht wohl dabei.

Am andern Morgen erklärte ihm seine Wirtin, die heraufgekommen war um sich den neuen Gast zu ansehen, es sei ein Weibchen, das er da zu sich genommen habe. Bei Licht sah das Tier denn doch sehr struppig und verkommen

aus, doch hatte es so treue Hundeaugen, daß es Klaus fast leid war, daß es nur eine Nacht sein Gast sein sollte. Es verließ später auch ganz willig das Haus, folgte ihm anfangs eine Strecke Weges, bog dann aber in eine der Nebenstraßen ab.

Abends jedoch fand er die kleine Dackelin wieder zu Hause vor, freundlich und treuherzig lächelnd stand sie vor der Wohnungstür. Die Wirtin, die er zur Rede stellte, hatte das Tier, das im Laufe des Vormittags gekommen war und sich vor die Haustür gelegt hatte, eingelassen und zunächst einmal gewaschen, so daß es jetzt fast hübsch aussah. Am Ende der nun folgenden Beratung erklärte Klaus Berger, die Hündin sei ihm gleichgültig, er sei aber auch kein grausamer Mensch; sie könne gehen und kommen, wann sie wolle, und solle bei ihm gewiß nicht hungern. Auch die tierliebe Wirtin erklärte sich mit dem Gast einverstanden, und so blieb er. Morgens begleitete er Klaus zum Büro, kehrte dann auf Umwegen zurück und traf nachmittags meist hocherfreut und schwanzwedelnd mit ihm wieder vor dem Haus zusammen. Während seiner Abwesenheit bildete die Dackelin dann den angenehmen Hintergrund seines Lebens in der einsamen Wohnung, sie war still und freundlich und verehrte heimlich ihren Gastgeber.

Der 23. rückte heran, und dieser Tag vor Heilig Abend fand Klaus in mächtiger Unruhe. Auch er mußte doch irgendwie das Fest der Weihenacht begehen; aber wie? Oh, er wußte, es würde werden wie in all den Jahren vorher: er würde wie immer einen Baum in sein Zimmer stellen und alle Andenken an die Eltern und die verstorbenen älteren Geschwister bereitlegen. Der Nachmittag würde wieder schleichend langsam vergehen. Und dann, am Abend, wenn in der einsamen Stube nur die Lichter des Baumes leuchteten, dann würde er sie wieder spüren, diese große Enttäuschung. Er würde wieder all die lieben Bilder, Briefe und Geschenke vor sich sehen und sich zurückversetzen in die liebe Zeit im Kreise der Familie. Und er würde auch wieder jenen süßlichen Hauch der Kindheit spüren, aber er würde auch wieder spüren, daß er etwas ganz unerfetzlich Wertvolles verloren hatte, als er diesen kleinen Kreis verließ, als die Mutter so früh von ihm schied, von ihm, der seit damals nie mehr einen Menschen um sich hatte, mit dem einmal so wirklich Herz zu Herz stehen konnte. Oh, die Mutter! Da konnte er nur stöhnend das Gesicht in die Hände pressen! Wer konnte ihm diese eine kindlich große Liebe ersetzen? Und dann würde er beim Einschlafen wieder neben der tiefen Traurigkeit vor allem eine beißende Bitterkeit empfinden — — ! Er beschloß in seiner Unzufriedenheit, morgen Vormittag nach Jahren wieder einmal zur Kirche zu gehen. Er war nicht fromm! Aber doch war bei ihm mit dem Ausdruck Kirche wie aus seiner Kindheit ein Gefühl von Geborgenheit verbunden. Und gottlos an ihm war eigentlich nur, das er das Herz verleugnete. Dieser Umstand hatte ihn auch häufig vom Kirchgang abgehalten.

Dieses Jahr beunruhigte ihn die Frage so stark, daß er sich am Abend noch lange vor dem Einschlafen hin und her wälzte, wie er es als kleiner Junge getan hatte, wenn ihm tagsüber irgend etwas verquer geraten war. Aber auch die Hündin im Nebenzimmer schien keinen Schlaf zu finden, er hörte, wie sie unruhig durch die Stube lief, kratzte und scharrte und an ihrem Lager schob und wälzte. Es war ihm ein Trost, daß er in seiner Verbitterung nicht allein in der Wohnung war, daß da drüben auch ein Herz pochte, ein Herz, das ihn ehrte. Bei solchen Gedanken fand ihn der Schlaf und schenkte ihm einen seligen Traum aus der Kindheit. — —

Als er am hellen Morgen schlaftrunken die Augen öffnete, da lag noch ein leiser Anflug jenes glücklichen Lächelns auf den sonst so verkniffenen Lippen.

Ein Strahl der Wintersonne traf gerade die Tapete und spielte mit den Blumen des alten Musters. Und im Nebenzimmer ging ein Scharren und Kratzen und Trippeln, daß er meinte, mit der seligen Erwartung des Knaben die flüsternden Geschwister zu vernehmen, wie sie ihm am Weihnachtsmorgen eine bescheidene, aber herzliche Ueberraschung bereiteten. Und was für eine Ueberraschung!! Als er sich durch die Nebel des Schlafes zur Wirklichkeit durchgefunden hatte, sich seufzend erhob und die Tür aufstieß, da entfuhr ihm ein leiser Schrei des Schreckens und des Entzückens. Dort lag seine Dackelin und blickte glücklich und mütterlich stolz zu ihm hinauf, während sie sorgsam und zärtlich eines nach dem anderen von den vier Wesen beleckte, die da um sie lagen und blind und unbeholfen krabbelten. Er lehnte an der Tür und betrachtete mit aufgerissenen Augen das Wunder, wie sie die Kleinen liebevoll mit der Schnauze umfaßte, sie hob und niedersetzte, sie sanft stieß und liebkoste, wie sie sie ihm offensichtlich vorzuführen schien: „Da, schau nur, sind sie nicht prächtig?“ Und dazu blaffte sie ihn freudig an, wohl zum ersten Mal, seit sie bei ihm war. Und da stand er nun und war vor diesem Wunder so unbeholfen, wußte nicht, was er sagen und tun sollte. Plötzlich lief er hinaus, warf den Mantel um und stürmte die Stufen herab zur Wirtin. „Junge hat sie gekriegt, vier Stück!“ stieß er hervor, und während sie auf Bornesausbrüche wartete, wie etwa: „Brut, verdammte, wohin damit?“, stand er da hilflos vor ihr und fragte zaghaft: „Ja, aber was soll ich machen, — wovon nähren sie sich denn nur?“ Da sah sie ihn erstaunt an und antwortete: „von Muttermilch!“ Und als er noch gleichsam beschämt über seine Unwissenheit oder darüber, daß ihm das nicht gleich eingefallen war, fuhr sie fort, ihn über Pflege der Tiere und Ernährung der Mutter zu belehren, kam dann selbst hinauf, um sich die Angelegenheit zu ansehen. Als sie aber in ihrer Freude nach einem der kleinen Wesen griff, da ging in der Hündin eine großartige Verwandlung vor. Plötzlich fletschte sie grimmig die Zähne, knurrte böse und schnappte nach der Hand, die da einen Eingriff in ihre Mutterrechte wagte. Als dann die Wirtin gegangen war, ging Klaus in das Zimmer zurück wie ein Träumender und schaute immer wieder hin auf das Mutterglück zu seinen Füßen. Und dann überkam ihn ein Reiz, auch einmal eines der blinden und ungeschickten Geschöpfchen zu fassen. Und das gehörte so ungefähr zu den schönsten Augenblicken in seinem Leben. Wie ihn da die zwei dunklen Dackelaugen anblickten, zuerst angstvoll und besorgt flackernd, dann aber beruhigt und zärtlich, stolz, und wie dann die schmale Zunge auch über seine rauhe Hand fuhr, so warm, so dankbar. An diesem Vormittag ging er nicht in die Kirche, er verbrachte ihn zwischen samtweichen Hundeförpfern, schnuppernden Schnauzen, tatschenden Pfötchen, und vor allen: bei zwei ausdrucksvollen, stolzen, dankbaren und so unendlich liebevollen Hundeaugen.

Am Abend, als schon über der Stadt der nächtliche rote Widerschein hing und auch in den Straßen etwas von der heiligen Stille begann, strahlten die Kerzen des kleinen Bäumchens heller denn je. Im Zimmer stand ein altes Klavier, selten gespielt und ein wenig verstimmt, aber heute spielte Klaus es wieder, anfangs zaghaft, dann aber sicherer und glücklich, und zwiischendurch griff er nach den Pfeffernüssen, und zerkaute eine langsam im Munde; auch sie hatten den süßen Geschmack nach Kindheit. Und er gedachte dabei der großen Schuld, die er gut zu machen hatte. — Langsam verlosch Kerze nach Kerze. Und mit der letzten Kerze verlosch der letzte Ton, hing noch eine Weile im Dunkel der Stube und verschwamm dann in den friedlichen Atemzügen einer seligen Hundemutter. Und Klaus Berger wußte, daß das Christkind bei ihm in der Stube stand.



31. 10. Reformationsfeier. Sie war gewidmet der Bedeutung Luthers für die deutsche Nation. Die Festrede hielt Studienassessor Dr. Drinkuth.

25. 11. Totengedächtnisfeier im Festsaal der Schule, nachmittags 6 Uhr. Die Erinnerungsworte sprach Herr Studienrat Dr. Meischer.

Se eine einstündige Feier im Rahmen des Unterrichts galt der deutschen Hausmusik, mit der unser Schulorchester erfreute, und der Idee der Hitler-Jugend, die mit ihren Mitschülern zwei Schilder zum Besten der Winterhilfe genagelt hatte.

Weihnachtsferien: Fr., 22. 12.—Mi., 3. 1. Tag der Rückreise ist Di., 2. 1. 34, d. h. am Tage nach Neujahr.



Die alten Kameraden



Wenzel Freiherr von Reiswiz und Kaderfin auf Bodelwiz bei Reisnig-Land (Burgund 1925—27) und Frau Gemahlin zeigen die Geburt einer Tochter an.

Peter Bouffet (Babenberg 1912—15) und Frau Hildegard, geb. Bollert, geben ihre Vermählung bekannt (Wln.-Charlottenburg, Königsweg 20).

Wolfram von Bernuth (Zähringen 1922—26) hat sich verlobt mit Fräulein Katharina von Arnim-Kröchlendorff (Borowo b. Czempin, Polen).

Friedrich Albert Hinke (Wittelsbach 1923—25) hat zum Dr. phil. promoviert.

Am 17. 11. starb Herr Major Eberhard Müller, Vater des Primaners Heino Müller (Zähringen).

Herr Hofkammerpräsident a. D. Dr. Wilhelm Ebersbach, Vater des Sekundaners Wolfgang Ebersbach (Staufen) ist verstorben.

Herr Studienrat Dr. Christians (Wettin) hat seinen Vater verloren.



Mitteilungen



Am Sonnabend, dem 27. Januar 1934, begeht der Ruderverein am Arndt-Gymnasium sein diesjähriges

Winterfest,

wozu er seine Freunde und deren Angehörige hierdurch herzlich einlädt.

Beginn 7 Uhr.



Dahlemer Blätter

Aus dem Schülerheim

Nr. 8/9

13. Jahrg.

Jan./März 1934

Als Handschrift gedruckt.

Postcheckkonto: Berlin NW 7, 352 21, Dr. W. Koehler (Dahlemer Blätter).
Zuschriften und Manuskripte an Kurator Dr. Richter, Berlin-Dahlem.

Die Entlassungsfeier unserer Abiturienten 1934.

Bei unserer diesjährigen Abiturientenentlassungsfeier am 10. März 1934 klang aus den Worten des Sprechers der Abiturienten Ernst Achim Mombert, der im vorigen Jahre als Unterprimaner seinen Kameraden das letzte Lebewohl zugerufen hatte, die Freude und der Ernst heraus, von denen er und die scheidenden Kameraden erfüllt waren. Zum ersten Male gehe der größere Teil von ihnen in den freiwilligen Arbeitsdienst. Sie träten damit — so führte er aus — in die „Front der Verantwortung“ ein und wären sich dessen bewußt, daß die Geistesbildung, die die Schule ihnen vermittelt habe, kein Vorrecht bedeute. Vielmehr erfülle sie alle der Gedanke der Verbundenheit aller Volksgenossen. Dem Vaterlande und seiner Zukunft wollten sie dienen in getreuem Gedenken an ihre liebe Schule und an die Kameraden der Arndt-Gemeinschaft.

Um ihrer Dankbarkeit und Verbundenheit mit den gefallenen Kameraden Ausdruck zu geben, legte er im Namen der abgehenden Schüler unter den Klängen des Liedes „Ich hatt' einen Kameraden“ einen Kranz am Denkmal unserer Schule nieder.

Nach einem Vortrag des Schülerorchesters ergriff Herr Studienrat Dr. Breuer das Wort zur Abschiedsrede. Er zeigte den Abiturienten, daß sie nicht hier auf der Schule geblieben seien, um für einige Fächer „zu pauken“, sondern um ihren Horizont zu erweitern und ihren Geist an oft schweren Aufgaben zu schulen. Er erinnerte an die historischen Tage, die sie in ihrem letzten Wehrverband hätten sie neue Pflichten übernommen, ohne die alten zu vernachlässigen. Aus dem Fronterlebnis des Weltkrieges sei diese Bewegung entstanden, diese Bewegung des Gehorsams, der Verantwortlichkeit und der Treue bis zum Tode. Ihnen sei die Aufgabe gestellt, diesem Geist zu leben und das langersehnte Reich zu stützen und zu festigen.

Aus dem Kreise seiner Studien griff Herr Dr. Breuer dann die wichtige Frage des Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich heraus. Der ruhige, bürgerliche französische Spießer könne den deutschen „Dynamismus“ nicht verstehen und müsse ihn darum fürchten und nach Sicherheit schreien. Aber Frankreich sei im Erwachen, und es sei zu hoffen, daß es zur Besinnung komme, ehe es zu spät sei, damit endlich der Druck, der außenpolitisch auf unserem Vaterland noch laste, von uns genommen werde.

Nach einem Chorlied nahm Herr Oberstudienleiter Professor Dr. Rappus nach warmherzigen Worten des Abschieds und mit manchem schönen Sprüchlein die Verteilung der Zeugnisse vor und verließ zum Schluß an Heinz Niemann unter allgemeiner Spannung den Martin-Eduard von Simson-Preis dieses Jahres.

Unser Bericht würde aber nicht vollständig sein, wenn wir nicht noch der Rede des Sprechers der Schülerschaft, des Unterprimaners Georg Ludwig Dieberbach („Schmuck“) gedächten, der in seiner schlechtesten Art der Stimmung von uns allen rechten Ausdruck verließ. Er sagte:

„Es ist sonderbar, wie ein Ereignis trennen kann. Jahrelang haben wir hier jeden Vormittag gelebt und Freude und Leid geteilt. Wir haben zusammen im Wettkampfe auf dem Sportplatz für unsere Schule gestanden, wir haben gemeinsam Theater gespielt, haben im Heidehaus gemeinsam frohes Nichtstun genossen. Unsere Sorge über den Ausgang der Probearbeiten und die Aussicht der Versetzung haben wir jahrelang geteilt. Und jetzt verläßt Ihr uns. Diese paar Angsttage der Prüfung haben Euch in einen anderen Zustand gehoben. Wir sind Schüler geblieben, dieselben wie alle Jahre vorher. Ihr aber habt, um mit Schiller zu reden, Ihr habt einen neuen Menschen angezogen. Ich sage das nicht ohne einigen Neid. Und ich glaube, Ihr werdet uns, den Zurückgebliebenen, diesen Neid nicht verargen. Aber stärker ist doch unsere Mitfreude, daß Ihr es nun geschafft habt.

Ihr schreitet in eine Zukunft, in der man Jugend wieder braucht. Wir haben als Volk den Glauben an uns wiedergefunden. Wir gehen als Deutsche wieder aufrecht und stolz. Später werdet Ihr und wir, die Euch dann nachgerückt sind, wieder in einer Front stehen. Ihr Name heißt Deutschland. Und wir wissen, daß Ihr dann und wir eine besondere herzliche Gemeinsamkeit besitzen, ein glückliches Stück Jugendland. Wir nennen es unser Arndt-Gymnasium.

Und nun lebt wohl! Möge jeder von Euch das Glück haben, an den Platz gestellt zu werden, für den er geschaffen ist. Kommt oft zurück in Eure alte Schule und erzählt von Eurem Tun, damit wir daraus lernen können. In diesem Sinne rufen wir Euch zu: „Vergeßt Eure alte Schule nicht!“

Aus dem Leben unserer Hitlerjugend.

Von Hans Biermann (O II g).

(Die nachfolgenden Schilderungen sind nicht für die Dahlemer Blätter oder zur Veröffentlichung geschrieben, sondern sie entstammen einem freigegebenen Obersekundareraufsatz, den einer unserer jungen Führer, Hans Biermann, der inzwischen als größeren Verantwortungsbereich schon eine Gefolgschaft hat, aus Freude an der Sache verfaßt. Wir wählen einige Bilder daraus aus. D. Red.)

Ein Kameradschaftsabend.

Der „Heimabend“ wird von einer Kameradschaft — 10—15 Mann und Kameradschaftsführer — allwöchentlich abgehalten. Der Kameradschaftsführer läßt seine Jungen vor dem Heim antreten, bei der Dahlemer H.S., also vor dem U. S. D., und marschiert geschlossen ins Heim. Nachdem die Jungen Platz

genommen haben, tritt bei guter Führung sofort Stille ein. Ein Lied wird zur Einleitung gesungen; man nimmt unbekannte, die für den nächsten Ausmarsch geübt werden. Dann werden politische Fragen besprochen. Meistens haben die Kameradschaftsführer Bücher, die abschnittsweise gelesen werden. Vorschritt sind: das Buch „Horst Wessel“ und einige Teile aus Hitlers „Mein Kampf“. Meine Kameradschaftsführer haben Auftrag, auch einige völkische Dramen zu lesen. Einige Kameraden bringen Zeitungsartikel mit oder halten kleine Vorträge über Gebiete, die sie besonders interessieren. Technische Sachen werden nach Beschreibung des Vortragenden nach Möglichkeit nachgebildet. Dann folgen Kartenlesen, Kompaßübungen und Gedächtnisübungen; z. B. werden auf einem Schachbrett mehrere Figuren aufgestellt. Ein Junge darf sich die Stellung kurze Zeit ansehen; dann werden die Figuren verschoben, und der Betreffende muß sie in ihre alte Lage zurückversetzen. Oder auf einem Tisch werden verschiedene Gegenstände gelegt, die ein Kamerad nach kurzem Anschauen in richtiger Ordnung aufzeichnen muß.

Das schärft nicht nur das Gedächtnis, sondern auch die Beobachtungsgabe, und die Jungen verhalten sich im Gelände sicherer. Sie sehen viel mehr Anhaltspunkte zur Orientierung und können einen alten Weg viel leichter zurückfinden.

Nach diesen sehr wichtigen Übungen wird wieder ein Lied gesungen. Die Jungen gehen vor ihr Heim. Der Kameradschaftsführer läßt nochmals antreten und beendet den Dienst mit einem dreifachen „Sieg Heil!“ auf Führer und Bewegung.

Wenn die Jungen sich nicht ganz ruhig verhalten haben oder irgend eine Beschwerde über sie gekommen ist, werden sie noch vor der Beendigung des Dienstes „geschliffen“.

Ein Scharabend.

Alle vierzehn Tage treffen sich drei Kameradschaften, die eine Schar ausmachen, im Heim. Im großen und ganzen gleichen diese Zusammenkünfte den Kameradschaftsabenden. Es kommen nur Fahrtenbesprechungen hinzu, und es ist ein größerer Kreis. Oft werden auch Scharabende zu Ausmärschen benutzt, das hängt ganz vom Scharführer ab. An meinen Scharabenden werden die Vorbereitungen zum Ausmarsch besprochen und Aufgaben zur Geländeerkundung gestellt. Theoretisch werden Zeitbau, Tarnen, Anschleichen, Melden, Meldungenschreiben, kurz alles, was auf dem nächsten Ausmarsch vorkommen und geübt werden soll, erklärt. Oft müssen die Jungen in voller Ausrüstung antreten, und, wo Knöpfe fehlen oder irgend etwas nicht in Ordnung ist, muß gleich ausgebessert werden. Selbst ist der Mann! „Affen packen“ wird geübt. Garnicht so einfach! Namentlich das schnelle Packen will gekonnt sein. Am Schluß des Abends wird dann der Ausmarsch angekündigt und die Zeit dazu bestimmt.

Die Schar übt.

Es ist Sonnabend 16,55 Uhr. Meine drei Kameradschaftsführer lassen antreten: „Kameradschaft Blücher!“ Kameradschaft Blücher steht, wo die Leute auch immer sein mögen, stramm. „In Linie zu drei Gliedern angetreten! Marsch, marsch! Rührt Euch! Stillgestanden! Nicht Euch! Augen gerade aus! Rührt Euch! Durchzählen!“

So treten auch die Kameradschaften Sehdlig und Dorf an. Punkt 18 Uhr bekomme ich die Stärkemeldungen von den Kameradschaftsführern: „Melde die Kameradschaft dem Scharführer. Achtung! Die Augen links!“ Der Kameradschaftsführer kommt und meldet: „Kameradschaft Blücher 1:11 angetreten.“ Nach der Meldung läßt jeder Kameradschaftsführer wegtreten und die Schar tritt an.

„Schar Immelmann!“ Alles steht stramm. „In Linie zu drei Gliedern angetreten! Marsch, marsch! Nicht Euch! Mensch, nimm doch Deine Flurschadenbeene weg, du vertritts ja das ganze, liebe Vaterland usw. Augen geradeaus! Rührt Euch! Wir marschieren heute ein kurzes Stück und bauen ein Zwölferzelt. Zunächst lasse ich Euch walten, dann aber bauen wir es noch einmal ganz genau. Wir haben nur drei Stunden Zeit, weil um 20 Uhr Gefolgschaftsappell auf diesem Platz ist. Achtung! Stillgestanden! Rechts um! Im Gleichschritt — marsch!“

Auf dem Marsch werden verschiedene Lieder gesungen: „Von allen H. S.-Kameraden“, „War einst ein junger Sturmsoldat“, „Nun pfeifts von allen Dächern“, „Links, links, links und links“, „Verflossen die Nacht“ usw. Nach halbstündigem Marsch lasse ich halten. Mein Adjutant sucht einen Lagerplatz, die Jungen einen großen Zeltstock. Dann marschieren wir zu dem ausgeforschten Platz, und alles tritt weg zum Zeltbau. Zeltbahn, Heringe und Zeltstöcke konnten nicht schnell genug vom „Affen“ runter. Jetzt beginnt ein schrecklicher Kadau und auch der Zeltbau. Endlich nach langem Krach steht das Zelt. Besser als ich dachte. Meine Kameraden folgen mir nun bei der Befichtigung und lassen sich die Fehler erklären.

Der Adjutant läßt antreten und zum Frühstück wagtreten. Da kann man nun sehen, wie es mit der Kameradschaft bestellt ist. Einige Jungen hatten auf besonderen Befehl nichts zu Essen mitgenommen, mußten also durchgefutert werden.

Die Pause ist zu Ende. Alles tritt zum nochmaligen Zeltbau weg. Ruhe herrscht überall. Die Affen stehen fein ausgerichtet in Reihe und Glied. Zeltstöcke und Heringe auf einem Platz gesammelt. In zwölf Minuten steht das Zelt. Ohne Kommando tritt die Schar an. Die Jungen dürfen nun ins Zelt und richten sich ein. Auf das Kommando „Zelte abbauen und Affen packen“ spricht alles heraus an seinen Platz.

Die Schar ist angetreten, der Zeltplatz geäubert. Ich spreche den Jungen kurz meine Anerkennung sowohl für das Verhalten beim Frühstück als auch beim Zeltbau aus. Alles freut sich; am meisten aber ich.

Punkt 19,59 Uhr marschieren wir mit Sing und Sang auf den Platz zum Gefolgschaftsappell.

Auf dem Nürnberger Parteitag!

Heute sollte die große Kundgebung sein, auf der der Führer sprechen sollte. Alles beeilte sich, denn keiner wollte den Abmarsch auch nur um eine Sekunde hindern. Jeder wollte den Führer, sei es auch nur von weitem, sehen und grüßen.

Das Stadion! Schnell füllte sich die große, grüne Fläche in der Mitte mit der braunen Schar, die in Sechser- und Zwölfer-Reihen einmarschierten. Froh und geduldig warteten die Zehntausende auf den Führer; denn sie wissen, wie viel er zu tun hat, und daß er nicht immer pünktlich sein kann.

Die Fahnen rüchten auf den frei gelassenen Platz in der Mitte. Die große Kapelle des Obergebiets West schmetterte ihre Weisen. Auf einmal: „Heil, Heil!“ der Führer kam.

Schwer nur konnte der Reichsjugendführer den Jubel übertönen. Er lobte dem Führer die Treue der deutschen Jugend, die nicht besser zu belegen war denn mit dem Erwähnen des österreichischen Hitlerjungen, der beim Versuch, über die Grenze zum Reichsparteitag zu kommen, tödlich abstürzte.

Der Führer sprach zu seiner Jugend: „Ihr seid das kommende Deutschland! Ihr seid unseres Volkes Weiterleben! Ihr müßt treu sein, Ihr müßt mutig sein, Ihr müßt untereinander eine einzige, große Kameradschaft bilden.“

Nach diesem großen, eindrucksvollen Augenblick marschierten wir in unser Zeltlager zurück. Am Abend gab es Urlaub. Mit einigen Kameraden ging ich nach dem schönen Nürnberg mit seinen Türmen, Mauern, Giebeln, Erkern, alten Brücken und Brunnen. Jeder Winkel zeigt Vergangenheit, alles ist urdeutsch. Hoch ragt die stolze Burg. Trotzig schaut sie herab auf die Stadt und das fränkische Land, ein herrlicher Blick in die engen Gassen und auf das Gewirr der Dächer. Unser Führer hätte keinen schöneren und würdigeren Platz für seine Heerschau finden können.

Am Sonntag mittag zogen wir in großer Begeisterung und immer wieder an die ernstesten Worte unseres Führers denkend: „Ihr sollt eine einzige, große Kameradschaft bilden“, mit frischem Mut und Sing und Sang in die Heimat zurück.

Zwei Feiern des Vereins für das Deutschtum im Ausland.

Von Albrecht von Stein (Uir).

Schon von jeher ist das Interesse für den Verein für das Deutschtum im Ausland (V. D. A.) am Arndt-Gymnasium besonders groß gewesen; und es ist ja auch eine der Hauptpflichten jedes Deutschen, sich um seine Brüder unter fremder Flagge zu kümmern und sie dem deutschen Volke zu erhalten.

Die Spannung, die anfangs zwischen dem V. D. A. und der Hitlerjugend herrschte, ist jetzt beseitigt, und die beiden gehen in treuer Zusammenarbeit Hand in Hand miteinander.

Schon oft sind an unserer Schule Feiern und Vorträge des V. D. A. gehalten worden. Ueber zwei möchte ich berichten.

Am 15. März sprach Herr von Wernsdorff in einem Lichtbildvortrag in unserem Festsaal über unsere deutschen Kolonien und widerlegte die Lüge unserer Feinde, daß die Deutschen keine guten Kolonisatoren seien. In Afrika gäbe es ein Sprichwort: „Man setze einen Deutschen auf einen Stein, und er wird ein Paradies daraus machen“. Und wirklich sei der Deutsche durch seinen Fleiß, seine Heimattreue, seine landwirtschaftlichen und viehzüchterischen Fähigkeiten zu einem vorbildlichen Kolonisateur geworden.

Einen tieferen Eindruck machte auf uns die Gedenkfeier an den für Deutschland in Riga gefallenen Kurt Masting, die am Montag, dem 12. 3. um 12 Uhr in der Aula vom V. D. A. veranstaltet wurde.

Auf dem Podium stand die Hitlerjugend Ehrenwache mit ihrer Fahne, der Fahne des V. D. A. und einer Hakenkreuzfahne. Von der Empore hing die schwarz-weiß-rote Flagge herab.

Nachdem ein Lied verklungen war, schilderte uns Herr Studienrat Rasmus, der den V. D. A. an unserer Schule leitet, in kurzen, ergreifenden Worten den Tod des dreizehnjährigen Kurt Masting.

Am 26. 2. 1934 kam Kurt Masting aus der Schule und summt ein deutsches Lied vor sich hin. Einige lettische Schüler hielten ihn an und verlangten, er solle sein Bedauern darüber ausdrücken, ein deutsches Lied gesungen zu haben. Kurt antwortete, er wäre ein deutscher Junge und könne seine Ge-

fimmung nicht widerrufen. Um die Stretenden hatte sich allmählich eine Volksmenge angeammelt, die gegen Kurt drohende Haltung einnahm. Doch dieser beharrte auf seiner Aussage. Da hagelten von allen Seiten Schläge auf ihn ein. Kurt versuchte, den ihn umschließenden Ring zu durchbrechen; aber vergebens. Plötzlich stößt er einen gellenden Schrei aus und stürzt blutüberströmt zu Boden. Ein zehnjähriger Lette hatte ihm den Dolch in die Brust gestoßen.

Die feige Volksmasse lief nach allen Seiten auseinander und ließ den sterbenden Kurt Masting allein auf dem Pflaster liegen, bis hilfsbereite Hände ihn wegtrugen.

Diese schreckliche Bluttat ist nicht umsonst geschehen, und wir fordern dafür Vergeltung. Uns ist es als Deutschen eine Pflicht, diesen tapferen Jungen nicht zu vergessen. Zwar sucht der lettische Haß, die Deutschen in Lettland völlig zu unterdrücken und auszurotten; doch nie wird es ihnen gelingen, solange es noch so tapfere Auslandsdeutsche gibt, wie diesen Jungen Kurt Masting.

Ein Kamerad sprach das Treugelübde. Wir sangen ein geistliches Lied und verließen danach tief ergriffen die Aula.

Wolfgang von Gronau über seinen Weltflug vor unseren Schülern.

Am 7. März erzählte Wolfgang von Gronau, dessen Söhnchen unsere Schule besucht, im Festsaal unseren Schülern von seinem Weltflug 1932.

Das ist etwas anderes als der beste Erdkundeunterricht und der beste Film! Da steht ein Mann, der den Ruhm des Deutschland mit seinem Flug in die Welt hinausgetragen hat zu einer Zeit, als sich alle nach neuer Kraft und neuer Geltung sehnten.

Ganz schlicht und mit köstlichem Humor erzählte der Flieger, wie gerade an den einsamsten Stationen seines Fluges Auslandsdeutsche stundenweit durch die Wälder oder über rauhe See gekommen seien, um den deutschen Pionier zu sehen. Einer — aus Schwabenland — habe zuerst seine alten heimatischen Worte nicht wiedergefunden. Er war wortfarg geworden in schwerem Ringen um die Existenz in den Urwäldern Kanadas. Dann aber sei er aufgetaut und hätte im unerbittlichsten Schwäbisch erzählt, wie schwer er es in den ersten Jahren gehabt habe, wie es schier über seine Kraft ging. Nun aber zeigte ein Bild seinen stattlichen Hof, der in seiner schmucken Sauberkeit ebensogut in der Heimat hätte stehen können.

Mehr als der Jubel der Tausende in den Großstädten an den großen Seen Amerikas, dem Ausfragen der Zeitungsleute, den Ehrenbürgerbriefen und festlichen Empfängen hätten sich solche stillen Erlebnisse dem deutschen Flieger eingeprägt und ihm gezeigt, was seine kühne Tat wert war.

Denn eine kühne Tat war sein Weltflug. Aus kleinen bescheidenen Bemerkungen konnte man erschließen, welche Anforderungen an die Befahrung gestellt wurden. Der Flug um die halbe Erde bis Hinterindien verlief so glücklich, als ob es keine Schwierigkeiten geben könne. Dann zeigte aber ein Motorbruch, wie abhängig die Flieger doch von der Maschine waren, wie oft sie ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten.

Die kurzen Urteile über die fernen Länder prägten sich mehr ein als mancher lange Bericht: „Hitze und Schwüle und Schmutz und Insekten kann man auf den Bildern nicht sehen“.

Je näher wir dem alten Europa kamen, um so mehr ergriff uns mit dem Flieger die Sehnsucht nach der Heimat. „Werden wir es mit dem Wasserflugzeug über die Wüsten schaffen? — Wird es kurz vorm Ziele glücken, über die Alpen zu kommen?“ Die italienischen Flieger warnten und warnten vor dem Abflug bei dem schlechten Wetter, aber über die Wolkendecke ragten hellbeleuchtete Berggipfel hinaus, das Ziel — die deutsche Heimat.

Wunderbar war die Schilderung des Augenblicks, als der treue „Wal“ in die Halle am Bodensee hineinschwenkte, in der er gebaut war, und alle, die mitgeholfen hatten, solche Maschine zu bauen, in Stolz die Flieger umjubelten. Das war eine rechte Feierstunde für uns alle. Al.



Schulchronik



- 18. 1. 34: Feier zur Erinnerung an die Reichsgründung.
- 26. 1. 34: Opfertag des V. D. A.
- 27. 1. 34: „Winterfest“ des Rudervereins im Festsaal unserer Schule. Es nahm einen über Erwarten schönen und harmonischen Verlauf.
- 30. 1. 34: Gedenkfeier zur Machtübernahme der nationalen Regierung.
- 8. 2. 34: Lichtbildervortrag von Herrn Dr. Techler über: „Das Hakenkreuz, seine Geschichte in 5 Jahrtausenden“.
- 9. 2. 34: Die Schule besucht den Film: „Der Sieg des Glaubens“.
- 23. 2. 34: Zweiter volksdeutscher Opfertag des V. D. A.
- 29., 31. 1., 1., 2. 2.: Schriftliche Reifeprüfung.
- 28. 2.—3. 3.: Mündliche Reifeprüfung der beiden gymnasialen und der realgymnasialen Oberprima unter Vorsitz des Herrn Oberstudiendirektors Prof. Dr. Rappus.

Die Namen der Heimabiturienten sind folgende:

- Büchting, Karl-Ernst, (Staufen), Sohn des Fabrikdirektors Büchting, Klein Wanzleben, Bez. Magdeburg.
- von Dannenberg, Ernst, (Babenberg), Sohn des verstorbenen Rittergutsbesizers von Dannenberg, Hannover.
- von Guttenberg, Wolfgang, (Staufen), Sohn des Universitätsprofessors Dr. v. Guttenberg, Rostock.
- Haas, Michel, (Aksanien), Sohn des Dr. ing. Haas, Berlin.
- Jaeckel, Peter, (Oranien), Sohn des Professors an der Akademie der Künste Willy Jaeckel, Berlin.
- Graf Kalkreuth, Joachim, (Babenberg), Sohn des Rittergutsbesizers Graf Kalkreuth, Nieder-Siegersdorf b. Freystadt, Nd.-Schlesien.
- Keetman, Hubertus, (Staufen), Sohn des Rittergutsbesizers Keetman, Striegenderdorf, Grottkau-Land.
- Kieffel, Richard, (Zähringen), Sohn des verstorbenen Regierungsrates Kieffel, Barmhinscunow, Pommern.
- Koenigs, Folkmar, (Zähringen), Sohn des Staatssekretärs Koenigs, Berlin.
- von Levekov, Arkel, (Burgund), Sohn des Polizeipräsidenten Admiral a. D. von Levekov, Berlin.

Middeldorf, Sieck, (Zähringen), Sohn des verstorbenen Rittergutsbesizers Dr. Middeldorf, Adamsdorf, Krs. Soldin.
 Momber, Ernst-Joachim, (Staufen), Sohn des Rittergutspächters Momber, Bredentin bei Güstrow, Meckl.
 Ritter, Rolf-Werner, (Wittelsbach), Sohn des Rittergutsbesizers Ritter, Panfelow, Post Kabelstorf, Meckl.
 Siegert, Horst, (Alskanien), Sohn des verstorbenen Oberstleutnants a. D. und Inspektors der Fliegertruppen, Siegert, Berlin.
 Sinz, Dieter, (Staufen), Sohn des Oberstabsarztes a. D. Dr. Sinz, Baruth Mark.
 Semmer, Helmut, (Oranien), Sohn des verstorbenen Studienrats Dr. Sommer, Dessau.
 Steifensand, Sigfrid, (Wettin), Sohn des Rittergutsbesizers Rittmeister a. D. Steifensand, Schwuchow b. Stolp, Pommern.

8. 3. 34: Herr Wolfgang von Gronau berichtet über seinen Weltflug. Vgl. Text Seite 42.
 10. 3. 34: 11 Uhr Vorm. Entlassungsfeier der Abiturienten. Die Abschiedsrede hielt Herr Studienrat Dr. Breuer (Haus Oranien). Vgl. den Bericht über die Feier im Text.
 12. 3. 34: Gedenkfeier des B. D. U. für Kurt Masting, veranstaltet durch den Leiter des B. D. U. Herrn Studienrat Rasmus (Haus Zähringen). Vgl. Text Seite 41.
 15. 3. 34: B. D. U.-Vortrag über unsere Kolonien. Vgl. Text Seite 41.
 21. 3. 34: Schulfeier zum 21. 3. 33. Uebertragung der Rede des Führers.
 28. 3. 34: Schluß des Schuljahres. Erster Schultag im neuen Jahre am 12. 4. 34. Tag des Eintreffens: 11. 4. 34.



Die alten Kameraden



Dipl.-Ing. Manfred Zoega v. Manteuffel (Zähringen 1916—20) und Frau Gerdi, geb. Schulze, geben ihre Vermählung bekannt. (Berlin-Steglitz, Kniephoffstraße 62.)

Max Ferdinand Langer (Zähringen 1923—25) und Frau Hilbe, geb. Bromby, geben ihre Vermählung bekannt. (Berlin W 35, Blumeshof 5.)

Frik Kagemacher (Zähringen 1923—26) hat sich verlobt mit Frä. Margot Riedel.



Mitteilungen



Wir legen, wie gewöhnlich, der letzten Nummer des Jahrganges eine Zahlkarte bei und bitten, den Jahresbeitrag von 10,— *RM* baldmöglichst auf unser Postcheckkonto Berlin 352 21 Dr. W. Köhler (Dahlemer Blätter) einzuzahlen bzw. zu überweisen.